Die Schatzmeister des Herrn

von

Hesba Stretton.

Die Schatzmeister des Herrn.

Die

Schatzmeister des Herrn

von

Hesba Stretton.

Aus dem Englischen übersetzt

von

Auguste Daniel.

Autorisierte Ausgabe.

Gotha.

Friedrich Andreas Perthes.

1885.

Vorwort.

Vor sieben Jahren schrieb ich: „Nichts ist schlimmer für die in den Straßen bettelnden Kinder, selbst Vernachlässigung ist weit besser, als wenn wir unserem leicht erregten Mitleid folgen und uns damit zufrieden geben, ihnen ein kleines Geldstück zu reichen. Es wäre besser, eine glühende Kohle auf die bittend ausgestreckte, zitternde Hand zu legen. Wenn wir nicht mehr thun können, so sollten wir doch um Christi willen davon abstehen, ihnen in dieser Weise Schaden zuzufügen. Welchen Vorwandes sie sich auch bedienen und mit welchen annehmbar klingenden Gründen sie sich immer rechtfertigen mögen, es bleibt doch allezeit ein grausames Unrecht gegen das Kind, wenn wir ihm beim Betteln Vorschub leisten."

Seit jener Zeit bin ich in meinen Ansichten über diesen Punkt nur noch mehr bestärkt worden. In meinen Augen ist es ein ebenso großes Unrecht, den Bettlern Almosen zu reichen, wie es ein Frevel ist, einem Betrunkenen Spirituosen zu geben; einem Bettelkinde Geld zu schenken ist so viel, wie wenn man einen Mühlstein an seinen Hals hängte und es in einem Meer von Verbrechen und Elend ersäufte.

Im vergangenen Jahre hörte ich in Exeter Hall einen Vortrag des Pfarrers von Spitalsfield, der mich in tiefster Seele erschütterte und bewegte. „Hunderte von Kindern in meinem Kirchspiel“, sagte er, „werden absichtlich dem Hunger und anderen Leiden preisgegeben, damit sie durch ihr Aussehen das Herz mildthätiger Leute rühren, und die mildthätigen Leute schreiten durch die Straßen und teilen Almosen an die Bettler aus, von denen sie durch solchen Betrug zum Mitleid bewegt werden.“

Vom Herrn Pfarrer geführt, besuchte ich die in seinem Kirchspiel liegenden niederen Herbergen und das

Armenkrankenhaus, wo ich selbst das elende Kind sah, dem ich in der folgenden Erzählung den Namen Fritz gegeben habe. Als ich meine mit blutendem Herzen geschriebene Erzählung beendet, unterbreitete ich sie der Begutachtung des Herrn Pfarrers von Spitalsfield, und sein Urteil lautete, sie sei „nur zu wahr". Herr Georg Holland, der Vorsteher der Georgs-Armenschule in Whitechapel, der seit langen Jahren unter den Aermsten der Armen gewirkt, versicherte mir: „Es ist unmöglich, das Elend der Kinder zu übertreiben, die zum Betteln ausgeschickt werden."

Und doch mahnt Paulus: „Gedenket an das Wort des Herrn Jesu, das er gesagt hat: Geben ist seliger, denn nehmen." Niemand kann ein ernster Christ sein, der den geringsten von Christi Brüdern darben läßt. Aber wir müssen auf der Hut sein, wie und was wir geben. Du giebst Geld in der Straße? Das thun die Sünder auch; und die Almosen der halb-berauschten Zecher in der Schenke sind oft größer als deine milden Gaben. Auf diese Weise aber dienest

du nicht dem Herrn. Jedes verlassene Kind hat ein Anrecht auf unsere Fürsorge; allein wenn es um Brot bittet, müssen wir uns hüten, ihm einen Stein oder einen Skorpion zu bieten.

Christus gab sein Leben zur Erlösung für viele. Dies buchstäblich zu thun, ist nur wenigen unter uns gestattet; doch jeder von uns kann sich an einen oder den andern aus der Zahl pflichttreuer Menschenfreunde wenden, die sich mit der Rettung verwahrloster Kinder in unseren großen Städten befassen und kann ihnen nach bestem Vermögen beistehen. In Gemeinschaft mit ihnen können wir das letzte Gebot des Herrn Jesu Christi erfüllen, das er dem Apostel gab, welcher ihn verleugnet hatte. „Hast du mich lieb?“ Und Petrus spricht zu ihm: „Ja, Herr, du weißt, daß ich dich lieb habe.“ Spricht er zu ihm: „Weide meine Lämmer!“

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Eine alte, braune Geldbörse.

Der alte Rüdiger Griesbach wußte nicht, was er mit der großen Summe Geldes anfangen sollte, die ihm unerwartet zugefallen war.

Vor ihm auf dem runden Tischchen glitzerte ein Haufen Goldstücke, fünfzig an der Zahl, und daneben lag eine altmodische, braunseidene, gehäkelte Börse, die an beiden Enden mit einer in Goldfaden gestickten Grafenkrone verziert war. Rüdiger hatte die Börse ehrfurchtsvoll beiseite gelegt; sie war ein Schatz, den er, so lange er lebte, heilig halten wollte. Was aber sollte er mit dem Haufen Goldes thun?

Erst heute waren ihm beide Gaben von seiner Herrin, der Gräfin Compton, überreicht worden, die ihm mit Thränen in den Augen und vor Bewegung bebender Stimme mitteilte, ihr Gatte habe sie auf seinem Sterbebette als Legat für seinen lieben, alten Freund und Diener Rüdiger

Griesbach bestimmt. Außer ihm waren mehrere von den Dienern mit einer gleichen Summe Geldes bedacht worden, ihm aber hatte der verstorbene Graf die von der Frau Gräfin eigenhändig gearbeitete Börse vermacht, die er beständig in Gebrauch gehabt.

Wie schon sein Vater und Großvater vor ihm, bekleidete auch Rüdiger, seit er erwachsen, die Stelle des Hauszimmermannes im Schlosse Compton. Das weitläufige, alte Gebäude enthielt gar viele Arbeiten von seiner Hand, und unter den zahlreichen Gatterthoren, die im Park und in den Gartenanlagen leicht in ihren Angeln schwangen, war kein einziges, das nicht von einem Griesbach angefertigt worden wäre. Da sie bereits mehrere Generationen hindurch dasselbe Häuschen bewohnten, so wurde es ebenso oft das Griesbachsche Haus genannt, wie das Wohngebäude des Grafen Schloß Compton hieß. Man wußte in der ganzen Umgegend, welch schlichtes Freundschaftsverhältnis zwischen dem Edelmanne und seinem Hauszimmermanne bestand. Sie waren mit einander aufgewachsen und hatten als junge Männer gar manche Nacht hindurch die umliegenden Wälder durchstreift, um den Wilddieben auf die Spur zu kommen. Als des Grafen letzte Krankheit eine bedrohliche Wendung annahm, ließ er Rüdiger holen, damit derselbe an seinem

Bette wache und ihm nach eigenem Ermessen gewählte Abschnitte aus der Bibel vorlese, und die tiefe, wohllautende Stimme des alten Freundes hatte trotz seiner breiten Aussprache einen angenehmen, trauten Klang für das Ohr des Sterbenden. Rüdiger war es gewesen, der den Grafen während der letzten Augenblicke in den Armen gehalten und ihm Trost und Mut zugesprochen hatte, wie kein anderer Freund es konnte.

Als er vernahm, daß sein Herr ihm diese mit Goldstücken gefüllte Börse vermacht habe, überkam ihn anfangs beinahe ein Gefühl von Bitterkeit. Ohne die Börse würde ihm das Geld wie ein demütigendes und kränkendes Vermächtnis vorgekommen sein; allein die lange, abgenutzte, braune Börse, die er so oft in des Grafen abgezehrter Hand gesehen, machte das Legat wieder gut. Sie war ein Andenken, das Geld aber schien ihm ein anvertrautes Gut zu sein.

Für sich selbst konnte er es nicht verwenden. Hatte er auch schon das sechzigste Jahr überschritten, war er doch noch ein kerngesunder, kräftiger Mann, der sich durch seiner Hände Arbeit mehr verdienen konnte, als er zur Zeit brauchte, und für die Zukunft hatte er ausreichend vorgesorgt. Seine einzige lebende Tochter war an einen Bauunternehmer ver=

heiratet, der vor mehreren Jahren von Comptondorf nach London übersiedelte. Von Graf Comptons Architekten mit dem Ausbau des herrschaftlichen Stadthauses betraut, hatte er in der großen Stadt bald festen Fuß gefaßt und lebte nun in zunehmendem Wohlstande. Eine zweite Tochter, die ihren Mann, einen thörichten Verschwender, wie Rüdiger ihn nannte, ebenfalls nach London begleitet hatte, war samt ihrem Gatten in Armut und Elend gestorben. Der bösartigen Krankheit, welche die Eltern hingerafft, erlag zu Rüdigers größtem Kummer auch ihr einziges Kind, ein kleines Mädchen, an dem der Großvater mit inniger Zärtlichkeit gehangen. Diese Verluste hatten ihn vor sieben Jahren betroffen und seit jener Zeit lebte er ganz einsam. Das Griesbachsche Häuschen war ein am Ausgange des Parkes befindliches niedliches Gebäude, dessen Lage sogar für schöner gelten konnte als die des Schlosses selbst. Ein prächtiger Wald, in dem viele hundertjährige Eichen und Ulmen standen, dehnte sich hinter Rüdigers Wohnung aus; und wie er nun an dem stürmischen Novemberabend nachdenklich in seinem Zimmer saß, hörte er das ununterbrochene Rauschen in den hohen Wipfeln, deren nackte Zweige gegen einander gepeitscht und deren dürre Äste mit lautem Krach abgeknickt wurden. Vor dem Hause zog sich in sanften Hebungen und

Senkungen ein langer, üppig grünender Rasenplatz hin, auf dem sich die Rehe, gegen den Nordwind geschützt, den ganzen Tag in anmutigen Gruppen gelagert hatten. Rüdiger wußte längst, daß er mehr Freude an seines Herrn Besitz habe als der Graf selbst. Seine Wohnung war sehr behaglich. Seine ganze Lebensweise entsprach durchaus seinem Berufe; wollte er in derselben irgendwelche Änderung vornehmen, so würde es sein Alter nur weniger friedlich machen.

Wie konnte er also das Geld am zweckmäßigsten verwenden? Die verschiedenen Wohlthätigkeitsanstalten in der Umgegend wurden von den reichen Gutsbesitzern hinlänglich unterstützt. In Comptondorf aber gehörten alle Häuser zum gräflichen Besitz und ihre Bewohner genossen dieselben Vorzüge, deren er sich erfreute. Es gab weder eine Schenke noch ein Wirtshaus im Dorfe. Wenn also einer der Nachbarn Not litt, so war dies nur die unausbleibliche Folge der eigenen Trägheit oder mangelnden Sparsamkeit; sie ernteten lediglich, was sie gesäet hatten, und Rüdiger war viel zu einsichtsvoll, als daß er die von Gott verhängte, langsam aber sicher hereinbrechende Strafe hätte aufhalten wollen. Er hatte oftmals für die Nachbarn in ihren Häusern gearbeitet, ihnen aber selten Geld gegeben, und immer nur da, wo er sehen konnte, wie es verwendet wurde. Zu Leb=

zeiten seiner Frau war dies der Punkt gewesen, der die hauptsächlichsten Meinungsverschiedenheiten zwischen den Gatten hervorgerufen hatte. Sie befolgte den Grundsatz, jedem Bittenden, der an ihre Thür pochte, ein Almosen zu geben; ja, sie rühmte sich dessen, und ihre Töchter ahmten der Mutter Beispiel nach. Seit Rüdiger jedoch für sich allein lebte, hatte kein Bettler ein Almosen an seiner Thür empfangen, und es kam ihm vor, als ob er in mehreren verarmten Familien, die beständig seiner verstorbenen Frau Mildthätigkeit in Anspruch genommen, jetzt regeren Arbeitstrieb wahrnähme. „So jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen.“ Rüdiger hielt den Apostel Paulus für weiser als sich selbst, und handelte oftmals nach diesem Gebot, wenn ihn sein Herz treiben wollte, demselben ungehorsam zu werden.

Er hatte lange Zeit in Nachdenken versunken dagesessen und das Geld mit scharfem, klarem Auge angestarrt. Jetzt legte er zärtlich die derbe, rauhe Hand auf die leere Börse, dachte er doch der teuren Hand, die alle diese Goldstücke hineingethan hatte! Über dem Kamin hing ein Bild, das ihm sein innig verehrter Herr einst geschenkt, ein Stahlstich der Sixtinischen Madonna, unter den der Geber eins der letzten Worte Christi geschrieben: „Weide meine Lämmer.“

Rüdiger blickte zu dem göttlichen Kinde empor und erhob sich von seinem Sitz, wie er ehrfurchtsvoll zu thun pflegte, wenn sein innerstes Herz sich dem Herrn zuwandte. Leise und tiefbewegten Tones quollen ihm im stillen Zimmer die Gedanken vernehmlich über die Lippen: „O Herr, du hast mich zu deinem Schatzmeister gemacht; all dies Geld gehört dir und ich soll es für dich anlegen; 's ist mehr, als du zu deinen Lebzeiten je in der Hand gehabt hast. Es ist eine schwere Aufgabe, o Herr. Wenn ich mir herausnehmen darf, solche Gedanken zu hegen, so möchte ich meinen, es wäre leichter für deinen Knecht Petrus gewesen, zu sagen: ‚Silber und Gold habe ich nicht, was ich aber habe, das gebe ich dir: im Namen Jesu Christi von Nazareth stehe auf und wandle.' Denn, o Herr, wir können sehen, ob ein Mensch lahm oder blind oder verkrüppelt ist; aber wir wissen nicht, wann Gold und Silber eine wahre Gottesgabe für ihn sind. Diese Gaben kann der Teufel auch geben. Und von allen deinen Jüngern, o Herr, war es gerade der, welcher den Beutel trug, war es Judas, der kein Herz für die Armen hatte. Mir bangt, ob ich all das Geld recht verwenden werde und nicht statt des Weizens am Ende gar Unkraut säe, wie wenn ich dein Feind wäre, lieber Herr! Wie soll ich es für dich anlegen? Was willst du, daß ich damit thun soll?"

Hätte ein Lauscher die leise und ernst aber ungezwungen gesprochenen Worte Rüdiger Griesbachs gehört, er hätte annehmen müssen, daß der alte Zimmermann zu einem bei ihm weilenden Herrn rede. Er betete nicht, er beriet sich nur mit dem Herrn. Dann aber sank er auf die Kniee und barg das Gesicht in die Hände, ohne daß ein Laut über seine Lippen kam. Er hatte sich Gott im Gebet genaht und durch seinen Geist zogen Gedanken und Empfindungen, für die er keinen Ausdruck fand. Sein lieber, irdischer Herr war vor ihm in das geheimnisvolle Jenseits eingegangen, dessen Schwelle er sich selbst näherte, und hatte ihm dies Vermächtnis hinterlassen. In seinem Herzen regte sich ein „unaussprechliches Seufzen“, als er dem himmlischen Vater die ganze Sache vorlegte.

Wie er sich vom Boden erhob, fiel sein Auge wieder auf das ernste, sinnende Antlitz des Jesuskindes auf dem Bilde. Es war ihm, als ob es nie so traurig und so beweglich bittend ausgesehen habe, und seine Augen füllten sich mit Thränen, während er es betrachtete. Endlich fing er wieder an laut zu reden, wie wenn die Lippen des heiligen Kindes vernehmlich zu ihm gesprochen hätten.

„Ja, lieber Herr, so will ich's machen“, sagte er. „Es giebt überall Kinder; arme, kleine Kinder haben wir allezeit

bei uns, und wenn wir wollen, können wir ihnen Gutes thun. Ich will dies Geld für deine Kindlein verwenden, denn ihrer ist das Himmelreich."

Darauf nahm er die Börse so zart in die Hand, als ob sie seine Berührung empfinden könne, schloß ein Pult auf und öffnete ein geheimes Fach. Hier lagen seine wertvollsten Schätze, und ihnen fügte er jetzt seines Herrn alte Börse bei, worauf er das Pult sorgfältig verschloß und den Schlüssel in ein sicheres Versteck barg. Das Geld legte er in eine Schublade, als ob es nicht vielen Wert hätte.

Seine Gedanken wanderten an diesem Abend so lebhaft in die Vergangenheit zurück, daß er lange über seine gewohnte Schlafenszeit hinaus im Lehnstuhl sitzen blieb, ohne irgendwelche Müdigkeit zu verspüren. Er dachte besonders seines Bruders Martin, der stärker, hübscher und klüger gewesen als er, aber in dem Strudel des Londoner Lebens untergegangen war.

So entfernt sie auch von der großen Stadt gelebt hatten, schien dieselbe doch alle seine liebsten Angehörigen mit unwiderstehlicher Macht angezogen zu haben. Martin, sein armer Bruder, war dort, und auch Johanna, das einzige Kind, das ihm geblieben.

Ehe er das Licht in dem freundlichen Zimmer auslöschte, hob er den Blick noch einmal zum Christuskinde empor und flüsterte: „Ich will meine Tochter Johanna in London besuchen und diesen ganzen Haufen Goldes mitnehmen. Dort giebt es gar viele von deinen Kindlein, o Herr.“

Zweites Kapitel.

Ein finsteres Loch.

Es war an einem trüben, frostigen Morgen gegen Ende des Novembers und nicht so früh am Tage, daß die Sonne nicht mit winterlicher Helle auf Felder und Wälder hätte scheinen können, wo an den Buchen und Eichen noch gelbe und braune Blätter hingen, wenn auch alle anderen Bäume schon ihr Laub verloren hatten. In London aber machte sich die Sonne nur durch den gelblichen Lichtschimmer bemerkbar, der den in allen Gassen wogenden dichten Nebel durchdrang. Man war nicht imstande, von einer Seite der Straße auf die andere hinüberzusehen und konnte erst bei genauer Betrachtung die Gegenstände unterscheiden, die in den durch Gasflammen erhellten Ladenfenstern ausgestellt, waren. In den engen Gassen des Ostendes, die nicht viele Laternen und noch weniger Ladenfenster aufzuweisen haben, sah es noch dunkler aus als in den Hauptstraßen; die größte

Finsternis aber herrschte in den mit Herbergen überfüllten Gäßchen, die Tausenden von den Londoner Armen ein elendes Obdach gewähren. Wenn auch die größere Menge der zeitweiligen Bewohner der anhaltenden Dunkelheit wegen noch in den geräumigen Küchen weilte, so waren diese Räume doch nur notdürftig erhellt, weil die auf ihren Vorteil bedachten Hauswirte Sorge trugen, daß nicht zu viel Gas verbrannt würde. Düster und traurig wie die Umgebung war auch das Innere dieser Logierhäuser. Man hörte zornige Flüche und mürrisches Klagen, dazwischen ertönte das Geschrei der Kinder und das Schelten der Frauen, aber es sah nicht aus, als ob der Nebel sich verziehen würde.

„Es ist ein schlechter Tag für uns", sagte, sich aufrichtend, ein alter Mann, der in einer der elendesten Spelunken neben dem Kaminfeuer gekauert hatte; „aber wir müssen uns doch aufmachen, Tatters."

„Es wird wohl nicht anders werden", entgegnete trocken die Angeredete, eine ungefähr vierzigjährige, magere, blasse Frau, die, eine kurze Pfeife rauchend, neben dem Kamin am Boden hockte. Ihr abgezehrtes Antlitz machte den Eindruck, als ob sie halbverhungert wäre, und ihre entblößten Arme schienen nur aus Haut und Knochen zu bestehen. Auch der Greis war hager und bleich und hatte eine gebückte

Haltung, aber sein langes, weisses Haar und der wie Silber schimmernde, wallende Bart liehen dem eingefallenen Gesicht ein rührend ehrwürdiges Aussehen. Er war ein schmucker Mann gewesen, das liess sich nicht verkennen, und seine edlen Züge hatten einen sinnenden Ausdruck. Seine Stimme besass einen eigentümlichen, wohllautenden Klang, und sein ganzes Auftreten verriet, dass er früher in besseren Verhältnissen gelebt, im Kampfe ums Dasein aber jämmerlich Schiffbruch gelitten habe. Sowohl er als die Frau machten einen beklagenswerthen Eindruck und liessen den Beobachter vermuten, dass sie das Opfer eines unabwendbaren Geschickes geworden seien. Er streckte die langen, dürren Hände fröstelnd über die schwache Kohlenglut, ehe er mit lauterer Stimme wieder zu sprechen anhub.

„Hannah“, rief er, „wir müssen uns auf die Wanderung machen.“

Der dämmerige Raum war mit verwahrlost aussehenden Frauen und Kindern gefüllt, die träge auf den umherstehenden Bänken sassen oder auf dem schmutzigen Fussboden kauerten. Sie hatten während der Nacht unentkleidet in den übervollen oberen Stuben geschlafen, ohne dass sich ihnen eine Gelegenheit zum Waschen geboten hätte. Die Gesichter, die am verflossenen Abend schon unsauber gewesen, waren

diesen Morgen noch schmutziger, und die Kinder, die am Boden herumkrochen, wurden mit jedem Augenblick schwärzer aussehend. Zwischen den Lästerreden der Männer und den Streitworten der Frauen hindurch erklang manch leises Stöhnen und klägliches Wimmern, aber es machte sich kein fröhliches Lachen hörbar, man vernahm keinen munteren Ruf lustig spielender Kinder.

„Hannah“, rief der Greis zum zweitenmale.

„Ich komme schon, Großvater“, lautete die Antwort.

Ein junges Mädchen, das in der dunkelsten Ecke des Zimmers einen schreienden Säugling einschläferte, legte das Kind sanft nieder und näherte sich dem Greise. Sie war ein langaufgeschossenes, halberwachsenes Mädchen, doch weder sie noch ihr Großvater wußten mit Bestimmtheit, ob sie zwölf oder dreizehn Jahre alt sei. Ihr zerfetzter Rock war für sie viel zu kurz geworden und ließ zwei spindeldürre, mit zerrissenen Strümpfen bekleidete Beine zum Vorschein kommen, die in einem kunstreich mit Bindfaden zusammengeschnürten Paar Stiefel steckten. Hatte sie sich auch augenscheinlich das Gesicht gewaschen, so war doch ihr dichtes, dunkles Haar schon so lange in harte Knoten zusammengefilzt, daß weder Kamm noch Bürste sie entwirren konnten, Indessen, wie schmal und verwahrlost sie auch aussah, sie

machte doch nicht solchen verdorbenen und entsittlichten Eindruck wie die elenden Frauen um sie herum; sie versprach sogar eine Schönheit zu werden, und das fand Tatters auf den ersten Blick heraus, als sie, vom Scheine des Feuers beleuchtet, näher trat.

„Hannahs Gesicht wird in ein paar Jahren eine wahre Goldgrube werden“, sagte sie.

„Wohin geht heute die Reise, Großvater?“ fragte Hannah fröhlich.

„Dort hinüber“, entgegnete er, nach Westen zeigend, „hier ist heute nichts zu machen, doch drüben dürfte es besser sein. Eins aber laß dir sagen, Hannah, du bleibst mir ein unbescholtenes Mädchen und hörst nicht auf das alberne Geschwätz der Tatters; du stammst von guter Familie, mein Kind! Laßt uns nicht länger säumen, Tatters, wir wollen sehen, ob die Sonne nicht freundlicher auf die reichen Leute scheint als auf uns armen Schlucker.“

„Ich werde mich nicht vom Flecke rühren, wenn Ihr mich nicht ein kleines Kind mitnehmen lasset“, versetzte die Frau, „denn was nützt es, ohne ein Kind betteln zu gehen? Es heißt dann immer nur: ‚Warum arbeiten Sie nicht? Eine gesunde, kräftige Frau wie Sie könnte sich leicht ihr Brot verdienen — und warum lassen Sie das große Mäd-

chen nicht in einen Dienst treten?‘ Aber ein Kind, das noch nicht laufen kann, macht erst die Familie komplett und lockt den Leuten das Geld am ehesten aus der Tasche. Wir drei mitsammen würden kein brillantes Geschäft machen, und wenn wir nicht die Mittel haben, ein Kind zu mieten, so mögt Ihr und Hannah allein Euer Glück versuchen.“

„Großvater“, rief Hannah eifrig, „ich habe im Vorübergehen bei Frau Moos angefragt und sie sagte mir, daß Gretel und Fritz noch nicht vermietet wären.“

„Gretel!“ wiederholte der Greis. „Ei, Hannah, das Kind kostet sechs Pfennige die Stunde, die wir herausschlagen müssen, ehe wir selbst auch nur einen Pfennig verdient haben. Wenn die Kleinen zu brauchen sind, kosten sie sehr viel, Gretel und Fritz aber sind teurer als alle anderen. Frau Moos ist eine schlaue Frau, die versteht das Geschäft und kann die Kinder abrichten, daß sie sich ihr Brot verdienen.“

„Ich setze meinen Fuß nicht auf die Straße, wenn ich nicht Gretel oder Fritz mitnehmen kann“, beharrte eigensinnig Tatters. „Warum soll ich mich von den reichen Leuten barsch anfahren lassen? Und noch dazu an solchem Tage! Wenn Ihr die Sache ordentlich einrichten und uns anständig ausstaffieren lassen wollt, Martin, und wenn ich Gretel mit

herumtragen darf, dann will ich schon mit Euch gehen. Aber ich will nicht mit Euch und Hannah allein die Straßen entlang schleichen und fromme Lieder singen."

„Bitte, Großvater, laß uns Gretel mitnehmen", bat Hannah, „dann will ich so schön singen, wie ich nur immer kann. Ich habe ein paar neue Hymnen gelernt, und du wirst sehen, wie die Damen ans Fenster kommen, wenn sie uns beide so schön singen hören. Was sind sechs Pfennige die Stunde? Tatters kann ja mit dem Bahnzug kommen, dadurch spart sie beinahe eine Stunde, während wir gehen. Bitte, laß uns Gretel mitnehmen!"

Es lag ein flehender Ton in des Mädchens Stimme, als sie ihre Bitte vorbrachte, doch dauerte es ein paar Minuten, ehe der Greis einwilligte, die Summe zu riskieren, die als Pfand für das gemietete Kind hinterlegt werden mußte. Als er endlich seine Zustimmung gab, stand Tatters zaudernd auf und schob ihre ausgerauchte Pfeife in die Tasche. Sie sah zerlumpter und verwahrloster aus als alle anderen in der elenden Schar, die sie umgab; allein sie rechnete darauf, von Frau Moos derartig herausstaffiert zu werden, daß sie den Eindruck einer anständigen armen Frau machte, die durch Unglücksfälle so weit heruntergekommen wäre. Der Greis brauchte nur einen fadenscheinigen

Überrock anzuziehen, der seine Lumpen verhüllte und ihm den Anschein lieh, als ob er sich nicht über sein trauriges Schicksal beklage, sondern sich in jede widerwärtige Lage hineinfinden könne. Sie schritten schnell die enge, schmutzige Gasse hinunter; Hannah mit ihrem leichten, elastischen Gang eilte den anderen voran und blieb, ehe sie die Thür eines Trödelladens erreichten, stehen, um ihren Großvater und Tatters an sich vorüber zu lassen.

„Frau Moos darf um keinen Preis wissen, daß ich mitgehe“, flüsterte sie, „sagt ihr, ich hätte eine Besorgung zu machen und begleitete Euch nicht. Wenn ich nicht dabei bin, fordert sie vielleicht weniger für Gretel. Sie fürchtet, daß ich ihr etwas zu essen gebe.“

Der Greis nickte beifällig mit dem Kopf und stieß Tatters mit dem Ellbogen an, damit sie Hannahs Worte beherzige. „Sie ist ein Schlaukopf“, kicherte er, als das Mädchen forthuschte und in dem dichten Nebel fast augenblicklich verschwand. Der Laden, in den sie traten, lag etwas tiefer als das Straßenpflaster und war an diesem düsteren Morgen so finster, daß sie, auf den ins Innere führenden Stufen stehen bleibend, der Frau Moos zuriefen, ein Licht zu bringen, weil sie das Nächstgelegene nicht sehen könnten. Sofort wurde in der fernsten Ecke des Ladens

ein Streichholz angezündet, und das aufblitzende Licht fiel auf ein dunkles, runzeliges Frauengesicht, das, von struppigen, grauen Haaren umrahmt, in seinen tiefliegenden Augen, seinen abgemergelten Wangen und gekniffenen, schmalen Lippen einen Ausdruck von Härte hatte. Sie kam langsam aus dem Winkel hervor und trug in der Hand eine brennende Kerze, mit der sie ihren Kunden in das Gesicht leuchtete.

„Ei, sieh da, alter Griesbrei und Tatters", rief sie mit tiefer, heiserer Siimme, „was bringt euch an solchem Tage her?"

„Wir wollen uns zu einer Familie zusammenthun, Frau Moos, und ins Westende gehen", versetzte der alte Martin in freundlichstem Tone. „Tatters hier ist meine verwitwete Tochter und ich bin ein unglücklicher Greis, der nicht mehr arbeiten kann und sich vorm Werkhaus scheut. Sie braucht ein kleines Kind, wissen Sie. Wir müssen ja den Bildern der heiligen Familie etwas ähnlich sein; ein alter Mann für den Joseph und eine Maria mit dem Kinde; nur ist Tatters etwas zu alt. Aber Sie verstehen sich auf solche Sachen; Sie sind ein kluges Frauenzimmer, Frau Moos, sind um so viel zu klug, als Tatters zu alt ist."

Er sagte dies mit höhnischem Lachen, doch Tatters Aufmerksamkeit war ganz durch ein Kleid in Anspruch genom-

men, das, zum Verkaufe bestimmt, an der Wand hing; sie fühlte in der Tasche herum und sah unter dem Ärmel nach, wie stark es abgetragen sei. Zum Glück für Martin hörte sie nicht, was er sprach.

„Ich will sie nach besten Kräften herausstaffieren“, sagte Frau Moos, „und rate euch, Gretel mitzunehmen. Fritz sieht zu entsetzlich aus, jedenfalls zu herzzerreißend für das Westende, falls ihr wirklich dorthin geht. Für die Gegend hier herum ist er gerade recht, denn die Leute sind an schlimme Anblicke gewöhnt und brauchen etwas Extra-Schreckliches, um gerührt zu werden. Kommt und seht euch meine kleinen Schätze an.“

Hinter dem Ladentisch hervortretend, verschloß Frau Moos eigenhändig die Thür, damit sich während ihrer Abwesenheit kein Unberufener einschleiche. Dann führte sie ihre Kunden in eine dunkle, schmutzige Hinterstube, die ihr als Küche und Schlafzimmer zugleich diente, und öffnete eine neben dem Kopfende ihres Bettes befindliche schmale Thür. Der Raum, in den Martin und Tatters hineinschauten, war so klein, daß sie die Schwelle nicht überschritten; das trübe Talglicht erhellte die ganze Kammer, die ursprünglich zum Geschirrspülen bestimmt gewesen schien und mit einem durchlöcherten Zinkfenster versehen war. Von Möbeln war darin

nichts zu erblicken, und die feuchten, schmutzstarrenden Wände strömten einen widerlichen Dunst aus. Im fernsten Winkel befand sich ein Haufen ekelhafter Lumpen, und auf ihnen lagen, von der trostlosen Dunkelheit dieses Loches umfangen, zwei kleine Kinder, deren Alter sich nicht erraten ließ. Eines derselben richtete sich beim Anblick des hereinfallenden Lichtes in die Höhe, das andere aber blieb regungslos liegen, als ob ein mitleidsvoller Tod es schon den Händen seiner grausamen Peiniger entrissen habe. Das Kind, welches das Lebenszeichen von sich gegeben, hatte ein schmales, bleiches Gesicht und dünnes, blondes Haar, und blickte mit scharfem Auge spähend umher.

„Dies ist Gretel, das Glückskind, das den Leuten immer kleine Silbermünzen aus der Tasche lockt", sagte Frau Moos, „was mich betrifft, so würde ich ebenso gern den Fritz nehmen."

Fritz wimmerte leise, während sie sprach. Seine bloßen Arme und Füße waren so abgemagert, daß es kaum glaublich schien, sie könnten einem lebenden Wesen gehören. Die gespannte Haut seines Gesichtes und Kopfes sah gelblich aus und die Augen quollen aus den Höhlen hervor; er glich fast nicht mehr einem menschlichen Wesen, und den alten Martin überkam eine plötzliche Anwandlung von Entsetzen und Mitleid.

„Um Gottes willen, Frau Moos“, rief er, „lassen Sie doch das Kind nicht so elend verhungern. Gretel wird schon knapp genug gehalten; allein wenn man den kleinen Fritz ansieht, so läuft es einem eiskalt über den Rücken. Ich würde das elende Geschöpf nicht mit mir herumtragen, wenn Sie mich auch dafür bezahlen wollten.“

„Es giebt genug andere, die ihn gern nehmen“, versetzte sie spöttisch lächelnd; „indessen steht Euch die Wahl frei, das heißt für den Fall, daß Hannah nicht mitgeht. Begleitet sie Euch, so bekommt Ihr Gretel überall nicht.“

„Sie kommt heute nicht mit“, entgegnete Tatters; „sie hat eine Besorgung übernommen. Aber wenn Hannah auch bei uns wäre, würde ich Gretel doch nicht aus den Armen lassen.“

„Sie darf keinen Bissen zu essen haben“, fuhr Frau Moos fort, während sie dem Kinde ein zerlumptes Kleid anzog, das den abgemagerten Hals und die welken Arme und Beine entblößt ließ. „Ich habe beiden so viel gegeben, wie sie für den Tag brauchen, und werde es sofort merken, wenn Ihr der Kleinen etwas zu essen gebt. Sagt Hannah nur, Gretel würde von mir Schläge bekommen, wenn sie etwas genösse, ehe Ihr sie nachhause bringt. Hast du es gehört, Grete?“

„Sie ist nicht schwerer als ein Säugling“, rief Tatters verwundert, wie sie das kleine Mädchen auf den Arm nahm.

„O, es giebt viele Säuglinge, die weit schwerer sind als sie oder Fritz“, entgegnete Frau Moos triumphierend, „doch es giebt nicht viele, die sich ihr Brot so gut verdienen wie sie. Sie sind für mich ein kleines Kapital.“

Drittes Kapitel.

Ein Glückstag.

Sobald Frau Moos ihre Kunden für das beabsichtigte Tagewerk ausgerüstet hatte, begleitete sie dieselben bis vor die Ladenthür und blickte argwöhnisch in die Straße hinaus, ob sie Hannah in der Nähe entdecken könne. Allein der Nebel war zu dicht, als daß sich irgendetwas hätte unterscheiden lassen, und das Mädchen wartete klugerweise in der nächsten Seitengasse. Gretchen stieß einen leisen Freudenschrei aus, als Hannah sie auf den Arm nahm und sie liebevoll umschlang, und streichelte ihr mit den welken Händchen zärtlich die Wange.

„Bist du sehr hungrig, Gretelchen?“ fragte Hannah mitleidig.

„Frage mich nicht, Hanni“, entgegnete kleinlaut das schmächtige Kind; „sie merkt es gleich, wenn du mir etwas zu essen giebst, und sagt, ich sollte Schläge dafür bekommen.

Rede mir, bitte, nicht zu, etwas zu essen; ich darf den ganzen Tag keinen Bissen in den Mund stecken, Hanni."

„Und glaubst du, daß ich etwas genießen könnte, wenn du nichts essen darfst, Gretel?" versetzte Hannah. „O weine nicht, komm, komm, laß es gut sein! Ich gebe dir das Versprechen, ich will auch den ganzen Tag keinen Bissen anrühren, damit ich nicht in Versuchung geführt werde, dir etwas abzugeben und du dafür büßen mußt. Ich könnte keinen Brocken hinunterbringen, wenn ich dich Hunger leiden sähe. Großvater und Tatters werden wieder nichts thun als trinken, aber wir beide wollen heute nicht vor den Bäckerläden stehen bleiben und die Semmeln und Kuchen ansehen — mag Tatters auch noch so viel schelten und fluchen —, sonst wird es einem zu schwer. Ich will so schön singen wie ich nur kann, Gretel, damit sie viel Geld kriegen; doch wir wollen nicht bei den Ladenfenstern stehen bleiben, vor denen dir übel zumute wird. Denn wenn die Leute auch freundlich gegen uns sind, dürfen wir dir ja doch nichts abgeben. Bist du immer hungrig, armes Gretchen?"

„Immer und immer", flüsterte das Kind.

„Und Fritzchen?" fragte Hannah.

„Dem geht es noch schlechter", entgegnete Gretchen; „er ist hungriger als ich und schreit mehr, und das macht

ihn immer hungriger. Frau Moos sagt, Buben seien schlimmer als Mädchen, und sie streicht ihm etwas auf die Augenlider, damit sie wund werden, und dann schreit er wieder, und es ist schrecklich, mit ihm zusammen zu sein. Ich mag Fritz nicht leiden, er ist so schmutzig."

„Wir sind alle schmutzig", erwiderte Hannah munter lachend, aber du bist immer ein kleines feines Fräulein gewesen. O Gretel, du solltest die reichen Kinder im Parke sehen, dann würdest du erst wissen, wie schmutzig wir sind. Himmel! Wenn ich die schönen, vornehmen Kinder sehe, die wie kleine Engel angezogen sind, dannt kommt es mir immer vor, als ob ich vom Kopf bis zu den Füßen mit Schmutz bedeckt wäre. Wenn wir einmal einen Feiertag bekommen, dann will ich dich mitnehmen und sie dir zeigen, und dann werden wir unter den Bäumen einen großen Schmaus veranstalten, und uns wird dabei zumute sein, als ob wir im Himmel wären."

„O, laß uns das thun, sobald Frau Moos tot ist", frohlockte Gretchen.

„Ja, sobald Frau Moos tot ist", wiederholte Hannah.

Der alte Martin hatte sich in seiner Voraussetzung nicht geirrt; je mehr sie sich bei vorrückendem Tage dem Westende näherten, um so mehr lichtete sich der Nebel, wenn auch die

Luft nicht ganz klar wurde. Es war eine lange Wanderung, die sie auf dem schmutzigen und schlüpfrigen Steinpflaster zurückzulegen hatten, allein sie waren alle gewöhnt, von morgens früh bis abends spät in den Straßen herumzuschlendern. Tatters und Martin hatten sich öfter als ein- oder zweimal in den Branntweinschenken erfrischt, an denen sie vorüberkamen, während Hannah und Gretchen schnell an den Eßwaren enthaltenden Läden vorbeieilten und vor anderen Schaufenstern stehen blieben, um von den ausgestellten Gegenständen diejenigen herauszusuchen, welche sie am liebsten hätten kaufen mögen. Als sie endlich fern von dem rastlosen Geschäftsbetriebe die eleganteren Straßen erreichten, in denen sie auf Almosen rechnen konnten, nahm Tatters Gretchen auf den Arm und ließ des Kindes blasses Gesicht sanft auf ihrer Schulter ruhen, Martin aber schrumpfte plötzlich zu einem weit schwächer und stumpfer aussehenden Greise zusammen, als er in Wirklichkeit war. Sich auf Hannahs Arm stützend, schleppte er sich mit schlotternden Knieen so mühsam längs der Trottoirs hin, wie wenn er schon am Rande des Grabes stände. Da Hannahs jugendfrische Stimme ganz besonders zum Singen in der Straße geeignet war, so hatte man sie mit schlauer Berechnung die allgemeinen Lieblingshymnen gelehrt, deren wohlbekannten

Worte und ergreifenden Melodieen am sichersten das Mitleid frommer Gemüter erregten, und Martin fiel mit stark vibrierender, doch nicht unmelodischer Stimme begleitend ein, während Tatters, die nicht singen konnte, jeden Vorübergehenden und alle Fenster innerhalb ihres Gesichtskreises scharf im Auge behielt.

Es war wie immer, wenn sie Gretchen mit sich herumführten, ein einträglicher Tag. Man konnte das hübsche, blasse Gesicht und die thränenschweren Augen des hinfälligen, kleinen Geschöpfes nicht ansehen, ohne daß einem selbst Thränen ins Auge traten und sich ein Seufzer über die Lippen drängte. Auch hätte man in der That ein sehr hartes Gemüt besitzen müssen, um bei solchem Anblick nicht zum Mitleid bewegt zu werden. Die Vorübergehenden blieben unwillkürkich einen Augenblick stehen, und diesen Augenblick benutzte Tatters, ihre scheinbar wohlbegründeten Bitten vorzubringen. Einzelne gaben, ihrer Gewohnheit gemäß, aus freiem Antrieb einen Pfennig, aber wenn irgendjemand der elend aussehenden Frau gestattete, mit der Erzählung ihres Unglücks zu beginnen, so war es kaum möglich, sein Mitgefühl durch ein so geringes Almosen zu bethätigen; es wurden ihr um des kränklichen Kindes und des gebrechlichen Vaters willen oftmals Silbermünzen gereicht. Da sich die

Einnahme ungewöhnlich günstig gestaltete, wollte sie nicht zugeben, daß Martin in eine Schenke träte, und bezwang auch den eigenen Durst so lange, als sie noch irgendwelche Aussicht auf eine einträgliche Ernte hatten.

„Nein, nein“, rief sie, wenn er sich beklagte, „es sind nicht alle solche Einfaltspinsel, daß sie es uns nicht anmerken würden! Und was nützt es, fromme Lieder zu singen, wenn sie riechen können, daß wir eben aus dem Schnapsladen kommen? Ihr müßt noch ein wenig länger warten; wir wollen uns etwas zugute thun, ehe wir heimkehren, aber nicht früher, als bis es dunkel wird. Wir haben heute einen ungewöhnlich guten Tag gehabt.“

Die Dämmerung brach früh herein, und sie waren gerade im Begriff, eine lange, freundlich aussehende Straße zu verlassen und den Rückweg anzutreten, als eine Dame schnellen Schrittes auf dem Trottoir dahergeschritten kam, neben dem der alte Martin im Rinnsteine entlang wankte. Hannah sang mit ermüdet klingender Stimme:

„Im Himmel droben herrscht Lieb' allein,
Da werd' ich frei von Kummer sein!“

Wie wenn sie von des Mädchens Stimme tief ergriffen würde, blieb die Dame plötzlich neben einer hellbrennenden Straßenlaterne stehen und winkte Tatters zu sich heran.

Gretchen lag, vom langen Fasten erschöpft, matt und leise stöhnend in ihren Armen, und in Tatters Augen standen Thränen, als sie flehend zu der Dame emporblickte.

„Bitte, gnädige Frau, haben Sie Erbarmen mit meinem armen, alten Vater“, sagte sie in kläglichem Tone, „und mit meiner jungen Tochter, die erst zwölf Jahre alt ist, und mit meinem armen kleinen Kinde, das mir vor Hunger in den Armen stirbt. Und nun bricht schon die Nacht herein und wir haben kein Obdach und haben den ganzen Tag keinen Bissen über die Lippen gebracht. Fragen Sie nur mein kleines Kind hier, gnädige Frau, sie ist noch zu klein, als daß sie lügen könnte. Sag, Gretelchen, hast du heute irgendetwas zu essen bekommen?“

„Gar nichts“, entgegnete Gretchen kaum hörbar.

„O, das ist entsetzlich“, rief die Dame; „ist es denn möglich, daß Ihnen heute niemand ein Stück Brot oder Geld gegeben hätte?“

„Wir haben dreimal einen Pfennig bekommen“, versetzte Tatters; „ich würde der gnädigen Frau um nichts in der Welt eine Unwahrheit sagen. Vater ist immer ein gottesfürchtiger Mann gewesen und hat uns als Kinder derb geschlagen, wenn wir logen. Wir könnten nicht solche Lieder singen, wenn wir nicht die Wahrheit redeten; wir müßten

ja fürchten, daß der liebe Herrgott im Himmel uns strafen würde wie Sapphira, die tot zu Boden fiel. Und wir müssen neun Pfennige zusammenbringen, soviel kostet unser Nachtquartier in der Herberge, für jeden von uns drei Pfennige, denn mein Gretchen und ich wir werden für eine Person gerechnet. Wenn wir auch nichts zu essen kriegen, so liegt nicht viel daran; aber Vater ist alt und mein Kind dem Tode nahe, da müssen wir ein Dach über unserem Kopfe haben. Ich hätte nie geglaubt, daß ich in den Straßen würde betteln müssen, und es ist mir schrecklich; allein mir ist so angst, weil die Nacht hereinbricht und wir kein Obdach haben."

„Ist Ihr Mann am Leben?" fragte die Dame.

„Er starb im Hospital, Euer Gnaden", erwiderte Tatters; „es war gerade ein paar Tage vor der Geburt meines jüngsten Kindes, und ich that, was in meinen Kräften stand, aber wir mußten nach und nach alles verkaufen. Wenn wir nur etwas zu thun bekommen könnten, so würden wir, meine größere Tochter und ich, gerne arbeiten, bis uns die Knochen weh thäten. Sie stammt von respektabler Familie und wir haben sie so gut erzogen, wie wir es vermochten. Vater ist bei allen als ein sehr gottesfürchtiger Mann bekannt."

„Wissen Sie etwas von unserm Herrn Jesu Christo?“ fragte die Dame leisen, fast schüchternen Tones.

Tatters befand sich in großer Verlegenheit; sie wußte so wenig von religiösen Dingen, daß sie sich nicht getraute, auf die Frage einzugehen. Sie gab deshalb Martin einen leisen Wink, und nähertretend stellte er sich in das volle Licht der Gaslaterne, die sein langes, weißes Haar und sein bleiches Gesicht beleuchtete.

„O ja“, sagte Tatters, „Vater und ich wir sprechen oft von Jesus.“

„Das ist unser einziger Trost, gnädige Frau“, fiel Martin, sein weißes Haupt entblößend und demütig mit dem Hut in der Hand stehen bleibend, ein, „wie oft sage ich mir im Laufe des Tages: ‚Haben wir Gutes empfangen von Gott und sollten das Üble nicht auch hinnehmen? Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt!‘“

Das sanfte, freundliche Antlitz, auf dem der Bettlerin Blicke forschend ruhten, verdüsterte sich bei diesen Worten, und es stahl sich ein Ausdruck von Schmerz und Verlegenheit in die Züge der Dame. Sie öffnete ihre Geldtasche und sah hinein.

„Dies ist alles, was ich an kleiner Münze bei mir

habe", sagte sie, einen Schilling und sechs Pfennige herausnehmend, doch es wird vielleicht für heute genügen, und morgen früh müssen Sie zum Frühstück zu mir kommen. Ich heiße Frau Clapham und wohne ganz in der Nähe; meine Adresse ist Marienstraße Nr. 70. Sie werden es sich merken, nicht wahr? Dann wollen wir überlegen, wie wir Ihnen mit Rat und That beistehen und Sie dieser kläglichen Lage entreißen können."

Nach dieser Aufforderung schritt sie eilends von dannen, um den lauten Segenswünschen der Beschenkten zu entfliehen; Tatters aber behielt die Silbermünze in der offenen Hand und sah dem alten Martin grinsend ins Gesicht.

„Was sollte wohl aus uns werden, wenn die reichen Leute nicht solche fürchterliche Dummköpfe wären?" rief sie aus. „Aber nun ist's für heute genug, Martin; jetzt wollen wir beide uns einen kleinen Rausch antrinken und Hannah kann Gretel nachhause bringen. Sie braucht dazu nicht viel länger als eine Stunde, und wenn sie erst nach der Station ginge und auf den Zug warten müßte, würde sie auch nicht viel früher ankommen. Gretel ist ihr Geld wert, und in ganz London giebt es keinen alten Bettler, der Euch gleichkäme, Martin, das habe ich immer gesagt und behaupte es noch. Dies Silbergeld habt Ihr allein herausgelockt, ich

kann nicht so heilig sprechen wie Ihr. Aber kommt jetzt, und du, Hannah, trage Gretel schnell nachhause! Trödle nicht lange in den Gassen herum, hörst du?"

Hannah wandte sich müden Blickes zum Gehen; kaum waren jedoch der Greis und seine Begleiterin um die nächste Ecke gebogen, so setzte sie sich auf eine Hausthürstufe und nahm Gretchen auf den Schoß. Sie hatte vom Großvater sechs Pfennige als ihren Anteil an der Beute erhalten, allein so lange Gretchen ihrer Obhut anvertraut blieb, wollte sie sich nichts zu essen kaufen. Das Kind schmiegte sich eng an sie an und streichelte ihr von Zeit zu Zeit die Wange. „Singe mir etwas vor, Hanni", bat sie endlich. Das größere Mädchen erfüllte mit leiser Stimme den Wunsch ihrer kleinen Freundin, und da die Hymne, welche sie anstimmte, Gretchens Lieblingslied war, so fiel das Kind in den Refrain ein:

„Jesus liebt mich, ja, fürwahr,
Ihm gehört der Kinder Schar.
Alle Kleinen sind die Seinen,
Ihre Schwäche will er heilen.
Ja, Jesus liebt mich.

„Liebt er mich wirklich, Hanni?" fragte Gretchen nach einer kurzen Pause, während Schmerz und Freude in ihr um die Oberhand rangen.

„Gewiß“, entgegnete die ältere Freundin, „in den Gesängen steht nichts, was nicht wahr wäre.“

„Und weiß er, daß Fritz und ich bei Frau Moos sind?“ fragte Gretchen weiter.

„O, du lieber Himmel, nein, gewiß nicht“, versetzte Hannah zuversichtlich, wenn er das wüßte, schickte er gleich im Augenblick jemand, der euch wegholen müßte. Vielleicht hat er gerade sehr viel zu thun, oder die Leute, die er abschickte, haben es vergessen. Aber er wird sich ganz sicher noch nach euch beiden umsehen und dann wird es der Frau Moos übel ergehen. Doch jetzt müssen wir uns aufmachen, lege dich so bequem wie möglich in meinen Armen zurecht, und ich will dir unterwegs etwas erzählen.“

„Erzähle mir von deiner Mutter, Hanni“, sagte das Kind, tief aufatmend.

„Ich hatte früher einmal eine wirkliche Mutter“, hub Hannah, ihre Wanderung beginnend, an, „und wir lebten nicht in London, sondern weit, weit fort auf dem Lande, wo es Felder und Bäume und Blumen gab, die Vögel sangen und der Himmel blau aussah; und da gab es keine Straßen und keine hungrigen Leute, auch keine Schenken und Herbergen, und niemand betrank sich, man hörte auch keine Flüche und Lästerreden, und es gab dort keine Frau

Moos. Mutter wusch mich immer selbst und zog mir oft ein hübsches, reines Kleid an und dann nahm sie mich mit in die Kirche, die war sehr groß und schön, und wenn wir über die Felder hingingen, so hörten wir schon von ferne die Glocken läuten, drinnen aber wurde die Orgel gespielt und Großvater sang so prachtvoll! Gretchen, du hast nie so etwas gehört und kannst dir nicht vorstellen, wie schön es war."

„Und deine Mutter starb?" sagte Gretchen mit leisem Seufzer, denn Hannah seufzte immer, wenn sie diese Frage hörte.

„Ja, sie starb", lautete die Antwort. „Ich weiß nicht, wie es zuging, aber es wurde auf einmal alles anders und wir waren in London. Zuerst starb Vater, dann Mutter, dann kam Großvater und nahm mich fort und seitdem sind wir immer Bettler gewesen. Vorher waren wir es nicht, und nun, da ich älter werde, kann ich gar nicht begreifen, warum Großvater ganz mit einemmale zum Bettler geworden ist. Aber ich habe mir fest vorgenommen, ich will früher oder später das schöne Dorf suchen, und wenn ich es gefunden, gehe ich niemals wieder von dort weg."

„Dann nimm mich mit", bat das Kind in ihrem Arme.

„Wie wär's, wenn ich dich eines schönen Tages beim

Nachhausegehen wegstehlen würde?“ flüsterte Hannah. „Wie wär's, wenn wir beide davonliefen und nicht wieder zu Großvater und Frau Moos zurückkehrten? Wir könnten auf eigene Hand betteln gehen und alles Geld behalten. Und wir würden besser damit umgehen als sie, Gretchen, und nicht alles vertrinken; du aber solltest nie mehr Hunger leiden.“

„Dann würde ich aber nicht länger das Glückskind sein“, entgegnete sie mit einem gewissen, frühreifen Stolz auf ihren Ruf. „Frau Moos sagt, ich wäre nur darum das Glückskind, weil ich so ausgehungert bin; wenn ich groß und stark würde, hätten die vornehmen Leute nicht mehr solch Mitleid mit mir.“

„Ach, wenn ich doch schon heute Abend weglaufen dürfte“, seufzte Hannah, „aber ich muß erst so viel Geld zusammensparen, daß wir nach einer andern Stadt reisen können. Wenn wir in London blieben, würden Frau Moos und Großvater uns bald ausfindig machen.“

Die Wanderung ins Ostende kam dem ermüdeten Mädchen länger vor, als ihr der Weg morgens erschienen war. Endlich aber erreichte Hannah den alten Trödelladen, wo Frau Moos bei der schwachen Beleuchtung eines Gasflämmchens ihrer harrend saß. Hannah setzte ihre Last auf den

Ladentisch und erhielt, nachdem die ausbedungene Summe abgezogen worden, den Rest des als Pfand hinterlegten Geldes, der in einem halben Schilling bestand.

„Hat sie etwas zu essen bekommen?“ fragte Frau Moos, einen finsteren Blick auf das Kind werfend.

„Wir haben den ganzen Tag keinen Bissen zu essen und keinen Tropfen zu trinken gekriegt“, entgegnete Hannah, „und o, wenn Sie mir nur erlauben wollten, ihr, ehe ich fortgehe, ein ganz klein wenig Abendbrot zu geben! Tatters sagt, ich würde mit der Zeit viel Geld verdienen, und dann werde ich an Sie denken, Frau Moos. Ich habe in der Tasche einen alten Wecken und will Gretchen vor Ihren Augen damit füttern, wenn ich es nur überhaupt thun darf.“

Hannahs flehende Stimme und ihr über den Ladentisch vorgebeugtes, hübsches Gesicht machten sogar auf Frau Moos Eindruck. „Ich habe auch einst eine Tochter gehabt“, murmelte sie und forderte Hannah auf, ihr in die an den Laden stoßende schmutzige Küche zu folgen. Hier goß sie Wachholderbranntwein und Wasser auf den harten Wecken und behielt ein aufmerksames Auge auf das Mädchen, während es Gretchen fütterte. Ein schwacher, rosiger Schimmer verbreitete sich über des Kindes bleiche Züge und seine abgemagerte

Gestalt durchströmte eine wohlthuende Wärme. Sie blickte lächelnd zu Hannah empor, und, mit beiden Armen die Freundin umschlingend, flüsterte sie: „Jetzt gieb mir einen Kuß und gehe fort, Hanni, mir ist nun nicht mehr so elend zumute.“

Viertes Kapitel.

Die Zwillingsbrüder.

Der alte Martin wußte nicht, wie lange er in der hell-erleuchteten Schenke geweilt habe; er hatte während geraumer Zeit langsam ein Glas Branntwein nach dem andern geleert, bis ihm das marternde Bewußtsein seines gegenwärtigen Elends geschwunden und Erinnerungen an frühere, bessere Tage vor seinem umnebelten Geist aufgetaucht waren. Er wankte zur Schenke hinaus, ohne sich um Tatters zu bekümmern, die noch länger dort zurückblieb. Der Nebel hatte sich inzwischen in einen feinen Sprühregen verwandelt und in den nahezu menschenleeren Straßen herrschte eine ungewohnte Stille und Einsamkeit, die dem halbberauschten Greise sehr behagten, als er unsicheren Schrittes neben den Trottoirs entlang schlich und Bruchstücke der in der Jugend gelernten Gebete und Psalmen vor sich hin murmelte.

Plan- und ziellos von einer Gasse in die andere steuernd,

trat er ungefähr zur gleichen Zeit in die Marienstraße, als Rüdiger Griesbach vom entgegengesetzten Ende in dieselbe einbog. Rüdiger war nach London gekommen, um das ihm zugefallene Legat von 50 Pfund Sterling im Dienste des Herrn anzulegen. Er war in gehobener Stimmung, denn die Mission, der er sich unterzogen, erfüllte ihn mit Freude, und er beabsichtigte, ein paar Tage bei seiner Tochter zuzubringen. Sein Schwiegersohn hielt sich zur Zeit in Norwegen auf, wo er Bauholz einkaufte, und wenn auch keiner von ihnen es sich gestanden haben würde, so trug seine Abwesenheit doch dazu bei, daß Vater und Tochter von dem in Aussicht stehenden Vergnügen besonderen Genuß erwarteten; hofften sie doch, es würde wieder ganz wie in vergangenen Zeiten sein, da sie noch unter einem Dache lebten.

„Mir ist so leicht und fröhlich ums Herz, daß ich hier in der großen Stadt auf offener Straße ein Lob- und Danklied anstimmen möchte“, sagte Rüdiger Griesbach zu sich selbst.

Gerade als ihm dieser Gedanke durch den Sinn flog, schlug aus geringer Entfernung eine Stimme an sein Ohr, deren schwacher, zitternder Ton ihm um so tiefer in die Seele drang, als die Worte, welche er trotz des Nebelgeriesels deutlich vernahm, einem seiner Lieblingsgesänge ent-

nommen waren. Rüdiger blieb lauschend neben einer Straßenlaterne stehen. Wessen Stimme konnte dies sein? Der Regen fiel dichter und dichter, und der Tochter Haus befand sich ganz in der Nähe, er aber blieb regungslos stehen, bis er einen gebeugten, hinfälligen Greis barhäuptig daherwanken sah. Nun hegte er keinen Zweifel mehr, er wußte, wen er vor sich sah.

„Martin“, rief er, „mein Bruder!“

Von Freude und Schmerz durchbebt, ergriff er des Zwillingsbruders Hände. Martin war so lange verloren gewesen, und nun er ihn wiedergefunden, kam er ihm fast ebenso sehr als bisher wie ein Verlorener vor. Der heruntergekommene Greis starrte ihn mit triefenden Augen an und stammelte ein paar unzusammenhängende Worte, während er sich aus Rüdigers Griff freizumachen suchte, dieser aber wollte ihn nicht loslassen.

„Nein, nein, ich darf dich nicht wieder aus den Augen verlieren, Martin“, rief er. „Ich habe unserer Mutter auf dem Sterbebette versprochen, daß ich dich suchen wolle, und habe gethan, was in meinen Kräften lag, dich aufzufinden. Nun mußt du mit mir zu meiner Tochter Johanna kommen, die ganz in der Nähe wohnt. Gott sei innig gedankt, daß er dich mir in den Weg geführt hat.“

„Aber jetzt gleich kann ich nicht mit dir gehen", versetzte Martin, indem er sich bemühte, einen klaren Gedanken zu fassen. „Mein Anzug ist zu schäbig, als daß ich mit demselben in ein anständiges Haus treten könnte, Rüdiger. Sieh mich nur an! Die Dienstboten würden höhnische Gesichter schneiden und mir den Rücken kehren, sie würden nicht im Hause bleiben, wenn ich mit dir ginge. Ja, wenn wir daheim wären, dann würde ich mich, trotzdem ich so tief gesunken bin, doch in die alten Räume hineinschleichen und Gott bitten, mich überhaupt zu sich zu nehmen. So aber kann ich dich nicht in ein anständiges Haus begleiten."

Rüdiger ließ den Blick prüfend über des Bruders Gestalt gleiten und mußte sich gestehen, daß er recht habe. Johanna hatte den Onkel seit ihren Kinderjahren nicht gesehen, und es schien weder klug noch ratsam, ihn in dem schmutzigen und verwahrlosten Zustand zu ihr zu führen, in dem er ihn getroffen; denn sie wohnte nicht mehr in einem bescheidenen Häuschen, wo außer ihnen beiden niemand den zerlumpten Gast sehen würde, sondern hielt in ihrem großen, neuen Hause mehrere Dienstboten, vor denen sie sich bei seinem Anblick würde schämen müssen.

„Martin", hub er nach kurzer Pause an, „ich will dich nicht wieder aus den Augen verlieren; ich werde dich be-

gleiten. Komm nur mit mir bis zu Johannas Hausthür, damit ich ihr sagen lasse, wohin ich gehe."

„Nein, Rüdiger, nein", entgegnete der Greis, „du weißt nicht, wie tief ich gesunken bin; es würde dir das Herz brechen, solltest du eine Nacht in den ekelhaften Herbergen zu bringen, in denen ich hause. Ich lebe unter Säuen und fülle meinen Bauch mit Träbern, die die Säue essen. Zwischen dir und mir liegt eine große Kluft; du ruhst in Abrahams Schoß und ich bin schon in der Qual."

Er stieß die Worte in kläglichem Tone hervor, der dem Bruder ins Herz schnitt. Sie sahen einander ins Auge und beide fühlten, daß in der That eine große Kluft zwischen ihnen lag. Doch war sie nicht zu überbrücken? Konnte Martin nicht über sie herüberkommen und etwas von dem Frieden und der Wonne kosten, die Rüdiger genoß?

„Wenn ich dich heute Abend wirklich fortlasse", sagte er, „willst du mir dann auch versprechen, mich morgen früh an einem bestimmten Platz zu treffen?"

„Ja, ich schwöre es dir", entgegnete Martin; „wenn du mir so viel Geld giebst, daß ich in ein anständiges Quartier gehen kann, so werde ich nicht in die verruchten Höhlen zurückkehren."

„Bleibe in der Nähe", bat Rüdiger dringend, „Johanna

wohnt in dieser Straße, im Hause Nr. 70, und ich werde mich morgen früh zeitig auf den Weg machen, dich aufzusuchen. Johanna und du, ihr seid die einzigen Blutsverwandten, die mir in der Welt geblieben sind, und wir beide werden alte Männer und müssen bald vor Gottes Richterstuhl treten. Wenn du mit mir heimkommen magst, so will ich alles, was ich habe, mit dir teilen. Um unseres Vaters, unserer Mutter, deiner selbst und um des Herrn willen, der sein Leben für dich dahingegeben, komme heim, ehe es zu spät ist."

„Ja, ja", schluchzte Martin, „gieb mir nur ein paar Pfennige für ein Nachtquartier, dann will ich morgen früh so lange in dieser Straße auf und ab wandern, bis ich dich sehe. Ich werde ganz in der Nähe, in der Tobiasstraße Nr. 2, übernachten. Gott vergelte es dir, Rüdiger."

Rüdiger hatte seinen ledernen Geldbeutel in des Bruders Hand geleert, und des Greises entzündete Augen leuchteten heller auf, als er unter den Kupfermünzen auch kleines Silbergeld entdeckte.

„Kaufe dir morgen früh ein Paar Stiefel", sagte Rüdiger, „damit du nicht mit bloßen Füßen auf die Steine trittst."

Er schaute seinem Bruder, dem armen, verwahrlosten

Greise in der abgetragenen, vom Regen durchnäßten Kleidung und den zerrissenen Schuhen so lange nach, bis er an der letzten Laterne vorübergeschritten war. Von plötzlicher Angst erfaßt, daß er ihn aufs neue aus dem Gesichte verlieren möchte, eilte er hinter ihm her, konnte ihn aber, bei der Straßenecke angelangt, nicht mehr erspähen; es blieb ihm daher nichts übrig, als seine Schritte zu Johannas Wohnung zurückzulenken.

Das freistehende villenartige Gebäude mit überdachter Eingangsthür, zu der breite, steinerne Stufen hinaufführten, machte einen stattlichen Eindruck. Allein der alte Zimmermann war zu sehr an die Pracht des Schlosses Compton gewöhnt, als daß ihm die Eleganz eines hübschen Privathauses sonderlich imponiert hätte; trotzdem fühlte er heute, da er läutend Einlaß begehrte, nicht das Behagen, welches er früher empfunden, wenn seine Tochter ihn schon vor der Thür ihres weit kleineren Häuschens in der Vorstadt bewillkommt hatte. Indessen es war ein schönes Haus, in das Peter Clapham seine Frau geführt hatte, und wenn der Herr sie mit Reichtum segnete, so wollte er doch sicherlich auch, daß sie die Vorzüge des Reichtums genießen sollten.

Aber als die erste Freude des Wiedersehens vorüber war und er Johanna genauer ansah, wurde er gewahr, daß sie

sich sehr verändert hatte. Sie war hübsch gekleidet, trug eine kostbare Uhr an schwerer Kette, klingelte, wenn sie etwas brauchte, und erteilte den Mägden so viele Aufträge, als ob sie sich selbst nie mit einer Arbeit befaßt hätte. Bildete er sich etwa nur ein, daß seine Tochter trauriger und weniger zufrieden aussähe als früher?

„Nicht mehr als 50 Pfund Sterling?" entgegnete Johanna, als er ihr von Graf Comptons Vermächtnis erzählte; „ei, Vater, das ist so viel wie nichts, und ihr seid doch so große Freunde gewesen?"

„Nein, nein, mein Kind, ich war sein Diener", versetzte Rüdiger, „und er hat mich stets so gut bezahlt, daß ich keinerlei Mangel leide. Aber ich sagte zu mir selbst: ‚Da ist mir nun all dies Geld anvertraut, damit ich es aufs ersprießlichste anwende!' Und zu diesem Zweck bin ich hergekommen, Johanna, denn ich weiß, du kannst mir dabei helfen."

„Es ist gar zu wenig", versetzte Johanna. „Peter legt den Zehnten von allem, was er einnimmt, zu wohlthätigen Zwecken beiseite, und im vergangenen Jahre belief sich die Summe auf mehr als das Dreifache. Allein es reicht nicht weit, denn er giebt jedem, der sich bittend an ihn wendet, eine Unterstützung, und du kannst dir keine Vorstellung

machen, wie vielfach wir Londoner um milde Gaben angesprochen werden."

„Man hat mir von Tausenden und aber Tausenden armer Kinder in London erzählt", entgegnete Rüdiger langsam und nachdenklich, „wie soll ich sie nur finden?"

„O, sei unbesorgt, sie werden dir überall in den Weg kommen", erwiderte seine Tochter mit trübem Lächeln; „mir blutet oft das Herz bei ihrem Anblick, wenn ich ihnen auf der Straße begegne, und ich bin nicht imstande, an ihnen vorüberzugehen, ohne ihnen ein Almosen zu geben, — das wirst du leicht begreifen, Vater."

„Wir dürfen auch nicht an ihnen vorübergehen", lautete Rüdigers Antwort, „der Herr übersieht keines von ihnen."

„Aber ach, ich habe in der verflossenen Nacht einen entsetzlichen Traum gehabt, den ich mir gar nicht aus dem Sinn schlagen kann. Es kam mir vor, als ob der jüngste Tag wäre, und alles traf genau so ein, wie es in der Bibel verheißen ist. Vater, nicht wahr, du weißt, daß ich an den Herrn Jesum Christum glaube, und daß ich ihn lieb habe und ihm zu dienen wünsche?"

„Ja, mein liebes Kind", entgegnete er, sie zärtlich bei der Hand fassend.

„Es würde mich mehr betrüben als ich sagen kann, wenn

ich die Gewißheit erhalten sollte, daß ich nicht zu Gottes Kindern gehörte", fuhr sie fort; „ich habe seit vielen Jahren geglaubt, daß ich mich zu den Seinen zählen dürfte! Aber ach, ich war so entsetzt, denn ich befand mich unter der großen Schar von Leuten zu seiner Linken! Mir war's, als hätte ich ihn nie so lieb gehabt wie in jenem Augenblick, wenn er mich auch mit kummervollem Blicke ansah, der mich aufs tiefste erschütterte, und mit trauriger Stimme sagte: ‚Ich bin hungrig gewesen und ihr habt mir einen Pfennig gegeben; ich bin durstig gewesen und ihr habt mir einen Pfennig gegeben; ich bin nackend, krank und gefangen gewesen und ihr habt mir einen Pfennig gegeben.‘ Es schien fast schlimmer, als wenn wir nichts für ihn gethan hätten. Und dann sprach er: ‚Ihr Schalke und faulen Knechte! Wie könnet ihr zu eueres Herrn Freude eingehen!‘"

Johannas Stimme bebte und sie barg bewegt ihr Antlitz in die Hände. Ihr Vater verharrte einen Augenblick schweigend an ihrer Seite, dann hörte sie ihn in dem leisen, feierlichen Tone reden, der ihr von klein auf so wohlbekannt war.

„Herr", sagte er, „wir sind unnütze Knechte, ach, und faule auch, und es ist weit leichter, Geld zu geben, als

deine Armen und Bedürftigen, deine hilflosen, kleinen Lämmer und irrenden Schafe aufzusuchen, die in der weiten Wüste der Welt verloren gegangen sind. Denn die Wege sind rauh und lang und dornicht, und uns drohen überall Gefahren; es ist auch weit bequemer, den Verlorenen von ferne einen Bissen zuzuwerfen, als ihnen zu folgen, bis wir sie gefunden und sie auf unseren Schultern in des Vaters Haus zurückzubringen. Aber wir möchten es gerne thun, lieber Herr."

„Und ich will es thun, Vater", versicherte Johanna, den Kopf in die Höhe richtend. „Als ich heute Abend nachhause zurückkehrte, begegnete mir in unserer Straße eine sehr arme Familie, der ich gerne beistehen möchte. Es waren eine Frau mit einem halbverhungerten, kleinen Kind auf dem Arm, ein zerlumptes, zwölfjähriges Mädchen und ein alter Mann mit langem, weißem Haar, der dir, liebster Vater, so sprechend ähnlich sah, daß mir bei seinem Anblick das Herz weh that. Auch seine Stimme und Redeweise glich der deinen; es klang, wie wenn er wüßte, daß Gott seine Worte höre."

„Ein alter Mann, der mir ähnlich sah?" rief Rüdiger Griesbach. „Ei, Johanna, ich bin vorhin ganz in der Nähe eures Hauses meinem Bruder Martin begegnet, wollte es

dir aber erst morgen erzählen. Er sieht mir sehr ähnlich, nur mit dem Unterschiede, daß ich ein gesunder alter Mann bin, er dagegen gebrechlich und zum Bettler herabgesunken ist. Es muß mein Bruder Martin gewesen sein."

„Ich habe ihnen alles kleine Geld gegeben, welches ich bei mir hatte", fuhr sie fort, „damit sie sich ein Nachtquartier und Abendessen verschaffen könnten, und habe sie auf morgen früh herbestellt. Es freut mich nun um so mehr, Vater."

Der Tochter Mitteilungen riefen in Rüdiger große Bestürzung hervor; Johannas Almosen waren augenscheinlich in der Schenke vertrunken worden. Wer aber konnte die Frau, wer mochten die Kinder sein? Und wie hatte er sich ihrer entledigt? Trotz der späten Stunde machte Rüdiger sich wieder auf den Weg und ging nach dem vom Bruder angegebenen Hause in der Tobiasstraße. Es war eine Herberge, allein, wenn sie auch noch nicht geschlossen war, konnte er doch nichts über Martin erfahren; man kannte ihn nicht einmal dem Namen nach; so unbefangen und bestimmt er seine Adresse angegeben, stellte sich nunmehr heraus, daß er dem Hause ein völlig Fremder war.

Fünftes Kapitel.

Fort von London.

Die unerwartete Begegnung mit dem Bruder hatte Martin Griesbach mit solcher Bestürzung erfüllt, daß sein Rausch fast vollständig verflogen war. Sobald er sich außer dem Bereich von Rüdigers Blicken wußte, beschleunigte er seine Schritte und bog allemal in die nächstgelegene Quergasse ein, bis er vor jeder Verfolgung sicher zu sein glaubte. Er hatte durchaus nicht die Absicht gehabt, in der Herberge zu übernachten, deren Adresse er ohne Bedenken angegeben, allein das Lügen war ihm während seines langen Bettlerlebens dermaßen zur Gewohnheit geworden, daß es ihm schwerer fiel, die Wahrheit zu reden, als Unwahrheiten auszusprechen. Die Worte des Bruders hatten ihn seltsam ergriffen, in seiner Seele erwachte eine leise Sehnsucht nach der Heimat, und wenn er auch nicht gerade ins Elternhaus hätte zurückkehren und wieder in den alten, trauten Räumen

wohnen mögen, so verlangte ihn doch danach, sie einmal wiederzusehen. Noch waren nicht alle Regungen der Zärtlichkeit und des Schamgefühls in ihm erstickt, und wenn er zu dem Punkte hätte zurückkehren können, wo der zur Verdammnis führende breite Weg und der zum Leben führende schmale Pfad sich trennten, — wie ganz anders würde seine Wahl nunmehr ausgefallen sein! Allein jetzt hatte er seine Laufbahn fast beendet, und er verhehlte sich nicht, daß ihm der elende Tod eines trunkfälligen Bettlers nahe bevorstehe. Das dumpfe Stöhnen, das sich bei diesem Gedanken seiner Brust entrang, war kein erheucheltes.

Als er sich jedoch das von hohen Bäumen umgebene, friedliche Häuschen im Comptoner Parke vorstellte, wo die ländliche Stille nur durch den Gesang der Vögel und das Rauschen der Blätter unterbrochen wurde, da ward er sich deutlich bewußt, daß er die Einsamkeit nicht würde ertragen können. Das unstäte Bettlerleben, das er seit mehr als zwanzig Jahren geführt, war ihm, wenn auch nicht teuer, doch so zur Gewohnheit geworden, daß er sich nicht mehr von demselben glaubte losreißen zu können. Schon der Gedanke an eine geregelte Thätigkeit und ein häusliches Leben erfüllte ihn mit Abscheu; die beständige Abwechselung und allezeit rege Hoffnung auf reichlichen Ertrag beim Betteln

dagegen schienen überaus verlockend. Sie waren für ihn, was Sport und Hazardspiel für Müßiggänger in den höheren Kreisen sind; denn wenn seine entzündeten Augen auch trübe genug aussahen, so warf er doch spähende Blicke auf die Vorübergehenden und wandte sich mit flehendem Ausdruck in den Zügen an diejenigen, welche dem Anscheine nach seinen erdichteten Leidensgeschichten ein williges Ohr leihen würden.

Innerlich kicherte er vor hämischer Freude, wenn er gewahr wurde, daß seine halbversagende Stimme und wahrhaft beredten Worte die beabsichtigte Wirkung auf die Hörer übten. Wie konnte er die anregenden Unterhaltungen aufgeben, die sich an seine täglichen Bettelwanderungen knüpften, und sich aufs Land zurückziehen, um von der Güte seines Bruders abzuhängen?

„Armer Rüdiger“, seufzte Martin. Der Bruder that ihm leid, als er an die Enttäuschung dachte, die derselbe am nächsten Tage empfinden würde. Indessen es mochte eine Zeit kommen, da er froh sein würde, die Wohnung seiner Nichte und ihres reichen Mannes zu wissen; er notierte deshalb sorgfältig die Adresse in sein altes, schmutziges Taschenbuch. Plötzlich fiel ihm ein, daß Rüdiger und Johanna möglicherweise genaue Erkundigungen nach ihm einziehen und

vielleicht sogar durch die Polizei Nachforschungen anstellen möchten. Es unterlag kaum einem Zweifel, daß Johanna ihn nach der Beschreibung des Vaters als den Greis erkennen würde, der ihr versprochen, am nächsten Tage mit seiner Familie zu ihr zu kommen. Wäre er am Nachmittag allein gewesen, so hätte er nicht zu fürchten brauchen, daß man ihn entdecken würde; allein Tatters, Hannah und Gretchen bildeten eine mehr ins Auge fallende Gruppe, die sich leichter aufspüren ließ.

Eins war gewiß, wenn sie ihn fanden, so verlor er Hannah; die Behörde würde, sobald man den Beweis herbeigeschafft, daß sie nur zum Betteln angehalten worden sei, keinen Anstand nehmen, sie den Verwandten auszuliefern. Er würde sie hergeben müssen und ganz einsam dastehen, kein menschliches Wesen würde sich um ihn kümmern; er würde noch weit elender dran sein als jetzt.

Bei diesem Gedanken traten ihm kalte Schweißtropfen auf die Stirne. Umsonst suchte er sich einzureden, daß er und Hannah unter den Tausenden und aber Tausenden von Obdachlosen, die nachts in den elenden Herbergen des Londoner Ostendes Unterkunft suchen, der Gefahr, entdeckt zu werden, Trotz bieten könnten. Er wußte, daß er eine auffallende Greisenerscheinung sei, und sein Zwillingsbruder

Rüdiger glich ihm so sehr, daß man ihn gar bald an der Ähnlichkeit erkennen würde, wenn er sich auch in den entlegensten Schlupfwinkeln verbergen wollte. Ohne Zweifel würde auch Johanna Tatters erkennen, wenn sie derselben je wieder begegnen sollte; er erinnerte sich des tiefen Mitgefühls, das sich, wie sie mit ihnen redete, in ihren feuchten Augen ausgesprochen. Sie würden überall Nachforschungen anstellen, bis sie ihn gefunden hätten, und dann mußte er Hannah hergeben.

Es war spät geworden, ehe er Spitalsfield erreichte, doch statt eine seiner gewöhnlichen Zufluchtsstätten aufzusuchen, ging er nach dem Hause, in dem Hannah übernachtete. Denn nichtswürdig, wie er war, hatte er das Mädchen doch nicht mit in die tiefste Tiefe hinabgezogen, sondern sich ängstlich bemüht, sie von den entsittlichten Frauenzimmern fernzuhalten, denen er sich zugesellte. Als er Hannah einst einen Fluch ausstoßen hörte, hatte er sie zum ersten- und einzigenmale so derb geschlagen, daß ihr für alle Zeit die Lust vergangen war, sich roher Worte zu bedienen. Er duldete nie, daß sie die Unwahrheit sprach, außer wenn sie bettelte, und hatte ihr oftmals versichert, sie sei von besserer Abkunft als die Leute, mit denen sie verkehrten. „Du bist von Rechts wegen eine Dame, Hannah“,

pflegte er zu sagen, „und alle anderen sind Kohlstrünke.“ Um sie vor den übelsten Einflüssen zu schützen, hatte er ihr ein Nachtquartier verschafft, wo sie ungefährdet schlafen konnte. Freilich kostete es ihm nichts, da Hannah zur Entschädigung kleine Dienste leisten mußte; allein er war doch gewillt, auf die größere Einnahme zu verzichten, die sie im Laufe der Zeit erzielt haben würde. Jetzt trat er aus einer dunklen Gasse in einen noch dunkleren Thorweg und tastete sich, auf die Gefahr hin, den Hals zu brechen, bis zu einer stockfinsteren, niederen Wendeltreppe, über die er, mehrfach strauchelnd, hinabstolperte. Sie führte in eine Kellerwohnung, und der matte Lichtschimmer, der durch die Spalte einer Thür hervorquoll, verriet ihm, daß Hannah noch nicht schlafen gegangen sei.

Der kleine Raum, den diese Thür verschloß, wurde fast zur Hälfte von einem großen, altmodischen Himmelbett ausgefüllt, dessen Pfosten und oberes Lattenwerk nicht durch Vorhänge verhüllt waren. Auf dem dürftigen Lager ruhte, mehr sitzend als liegend und den schwachen Rücken gegen einen mit Papierschnitzeln ausgepolsterten Sack lehnend, eine abgezehrte, gichtleidende Greisin. Von anderem Hausgeräte war nicht viel zu sehen; auf dem einzigen Sitz, der vorhanden, einem dreibeinigen Holzschemel, saß Hannah und

wärmte sich an dem niedergebrannten Kohlenfeuer im Kamin. Die Stube sah ziemlich rein aus, denn Hannahs Verpflichtungen bestanden darin, daß sie die Sachen der bettlägerigen Frau in Ordnung hielt, und da sie weder über eine Bürste noch über Seife zu verfügen hatte, so bemühte sie sich nach besten Kräften, mit einem abgenutzten Besen und ein paar in den Straßen aufgelesenen Fetzen den Schmutz und Staub aus der Kellerwohnung zu entfernen.

Es würde ein kahler Raum gewesen sein, hätten nicht an den Bettpfosten und von den Latten des Betthimmels herab überall Puppen gebaumelt, die in verschiedenster Größe aus Lappen gefertigt und mit bunten Anzügen bekleidet waren. Die Gesichter bestanden aus weißem Calico, in dem, mit schwarzem Garn ausgeführt, vier gerade Striche Augen, Nase und Mund bezeichneten; in wenigen Fällen nur waren die Gesichter schwarz und die Linien für die einzelnen Gesichtszüge weiß. Auf dem runzeligen Antlitz der alten Frau lag ein fröhlicher Ausdruck; sie machte, eifrig nähend, die letzten Stiche an einer neuen Puppe, als Martin an die Thür klopfte und sie so hastig öffnete, wie wenn er besorgt wäre, er könne ausgesperrt werden. Vom hereindringenden Luftzug in Bewegung gesetzt, fingen alle Puppen an dem Bettgestell an zu tanzen, und ihr langsames Hin- und Her-

schwingen machte einen halb komischen und halb peinlichen Eindruck.

„Ei, Großvater, bist du es?“ rief Hannah, von ihrem Abendessen aufspringend. Sie hatte sich in einer Straßenbude ein paar alte Torten gekauft und entschädigte sich durch dieselben für das lange Fasten während ihres Bettelganges.

„Ist er bei der Hinrichtung gewesen?“ fragte die Greisin voll neugierigen Interesses.

„Nein, sie hängen jetzt niemanden mehr öffentlich“; erwiderte Hannah. „Ihr wißt ja, daß alle im Gefängnißhof hingerichtet werden.“

„Es war früher ein rarer Anblick, eine von den Sehenswürdigkeiten von London“, rief die Greisin, und murmelte wieder und immer wieder vor sich hin: „Eine von den Sehenswürdigkeiten von London.“

„Nun, Ihr seht hier eine Menge von ihren Conterfeien baumeln“, warf Martin mit einem Blick auf die Puppen ein, die noch immer hin und her schwangen.

„O ja, sie sind alle da“, versetzte sie heiter, „alle, die während der letzten dreißig Jahre gehängt worden sind. Und sie leisten mir angenehme Gesellschaft, während Hannah fort ist. Ich könnte sie Euch alle bei Namen nennen; aber, behüte Gott, dem Missionar und der Bibelfrau verrate ich

mit keiner Silbe, wen sie vorstellen. Mir fehlt an der letzten nur noch ein Stich, und Hannah will sie aufhängen, ehe sie ins Bett kriecht. Daher sind wir heute Abend so lange aufgeblieben."

„Sie sind beinahe so schön wie die Wachsfiguren bei Madame Tussaud", bemerkte Martin.

„Das will ich meinen", entgegnete sie. „Ich bin als junges Mädchen einmal dort gewesen, und war wie eine Dame herausgeputzt, habe auch das Schreckenszimmer mit den Figuren der Verbrecher gesehen. Das hat mich auf den Gedanken gebracht, das und die öffentlichen Hinrichtungen, und beides waren Sehenswürdigkeiten von London."

„Ist Hannah brav?" fragte Martin, das Auge von den Puppen wegwendend.

„Ja, sie ist ein braves Mädchen", erwiderte die alte Frau; „ich lasse mir Sonntags, wenn sie früher nachhause kommt, hübsche Hymnen von ihr vorsingen. Ich möchte sie nicht gerne verlieren, wenn ich auch von anderen mehr Geld für die Schlafstelle in meinem Bett erhalten könnte. Aber sie hat meine kleinen Männchen beinahe ebenso lieb, wie ich sie habe; nicht wahr, Hannah?"

„Gewiß", entgegnete das Mädchen mit großer Herzlichkeit. „Wer erbettelt denn die Tuch- und Stofflappen für

Euch? Ihr könntet sie ja gar nicht machen, wenn Ihr mich nicht hättet."

Einem stummen Winke des Großvaters folgend, legte sie ihren Kuchen auf das Kamingesimse und begleitete ihn bis zur dunklen Treppe. Er setzte so großes Vertrauen in seine Enkelin, daß er all sein überflüssiges Geld in ihren Händen ließ; wußte er doch, es sei bei ihr besser aufgehoben als bei ihm, da er die Nächte in Herbergen zubrachte, wo nur die Kleider, die er am Leibe trug, vor Entwendung sicher waren. Die Summe, die sie verwahrte, belief sich immer nur auf ein paar Schillinge, und wenn er das Gelüste nach Branntwein nicht länger bezwingen konnte, so forderte er ihr alles bis auf den letzten Pfennig ab. Jetzt hoffte er, daß sie es dennoch fertig gebracht habe, eine kleine Summe vor seiner sorglosen Vergeudung zu retten.

„Nein, Großvater", entgegnete sie auf seine leise geflüsterte Frage, „ich habe nur die von Frau Moos zurückgezahlten sechs Pfennige."

„Das macht nichts", versetzte er, „ich habe acht Schillinge und ein paar Pfennige, und die mußt du heute Abend in Verwahrung nehmen, denn die Schenken sind noch nicht geschlossen und ich werde sie morgen früh brauchen. Du darfst der alten Puppenfrau drinnen nicht ein Wort ver-

raten. Sprich keine Silbe, Hannah, mein Kind, sei mäuschenstill — wir beide gehen morgen früh fort von hier, fort von London!"

„Fort von London", rief sie in größter Überraschung beinahe laut aus.

„Ja, ich fühle mich angegriffen, mein Kind", sagte er, „und wir wollen sehen, ob eine Luftveränderung uns nicht gut thun wird. Laß nur gegen niemand eine Silbe davon fallen, vor allen nicht gegen Tatters, wenn sie zufällig kommen sollte. Du gehst gerne von London fort, Hannah, das weiß ich."

„O, Großvater", rief sie lebhaft erregt, wenn auch leisen Tones, „ich werde so seelenfroh sein! Gretchen und ich, wir haben während des ganzen Heimwegs davon gesprochen, wie schön es auf dem Lande sein müßte. Geht Tatters auch mit?"

„Nein, zum Henker mit Tatters", entgegnete Martin, seine Worte durch mehrere Verwünschungen bekräftigend, „sie ist ein zänkisches Weib! Wir werden viel glücklicher sein, wenn wir allein bleiben, und wollen sehen, ob wir beide mit einander nicht auch Glück haben. Wir müssen um 7 Uhr in der Frühe aufbrechen, und du mußt ganz gerüstet sein, wenn ich oben pfeife. Wir haben nicht viel Gepäck zu tragen."

Hannah verzehrte schweigend und nachdenklich den Rest ihres Abendessens und hing die neue Puppe auf, ohne viel zu reden. Dann kniete das junge Mädchen neben dem Bette nieder und sprach ein kurzes, einfaches Gebet, das sie vor Jahren von der Mutter, deren sie sich nur schwach erinnerte, gelernt hatte. Sie fand in dieser Nacht an der Seite ihrer alten Bettgenossin keinen Schlaf; ihre Gedanken waren zu sehr erregt, und ehe noch die Uhren in den nahen Fabriksgebäuden die sechste Stunde geschlagen, verließ sie trotz der Greisin Abmahnung das Lager. Es wurde ihr schwer, die Zunge im Zaume zu halten und nicht von den glänzenden Zukunftsbildern zu sprechen, die sie sich im Geiste ausmalte. Fast kam es ihr vor, als ob die Zeit stille stände; endlich aber erklang von der Straße her des Großvaters Pfiff, und von plötzlich aufwallender Zärtlichkeit getrieben beugte sie sich über die Greisin, die ihr in den letzten Jahren fast als Freundin nahegestanden, und küßte sie auf die runzelbedeckte, braune Wange.

So sehr Hannah sich auch freute, von London fortzugehen, ihr würde doch leichter ums Herz gewesen sein, hätte sie nicht Gretchen zurücklassen müssen. Wie beängstigend und schrecklich würde es für das arme Kind sein, wenn ein Tag nach dem andern verging und sie ihre liebe Hannah nicht

zu sehen bekäme! Während der letzten Jahre waren sie ein- oder zweimal die Woche mit einander betteln gegangen und hatten sich immer lieber gewonnen. Sie war Gretchens einzige Freundin und Beschützerin gewesen, wer würde sie nun trösten? Ach, und wenn andere, grausamere Frauen als Tatters sie mieten und als ihr Kind mit sich herumtragen würden! Hannahs strahlende Augen füllten sich mit Thränen, wie sie in der Dunkelheit an dem Hause vorübergingen, in dem Gretchen und Fritz Hunger leiden mußten, damit sie um so leichter das Mitleid christlicher Almosengeber erregen möchten.

Allein als sie endlich den Bahnhof erreicht hatten und unter einer Menge von Passagieren dritter Klasse vor dem Kassenfenster standen, da war auch Gretchen eine Zeit lang vergessen. Martin gebot ihr, sich so jung und klein zu machen, wie sie nur könne, denn wenn sie nicht für den halben Preis fahren dürfte, so hätten sie für die weite Reise, die er zu machen wünsche, nicht Geld genug. Der Billeteur sah sie zweifelhaft an, indessen er war zu sehr beschäftigt, um viele Worte zu verlieren, und Martin versicherte ihm mit größter Ehrerbietung, das Mädchen sei nicht ganz zwölf Jahre alt, wenn sie auch groß und stark aussähe. Es war noch dunkel, wie sie in den Zug stiegen, und der Tag be-

gann erst zu dämmern, als sie die Vorstädte von London schon hinter sich zurückgelassen hatten. Hannahs Blick hing unverwandt an dem düsteren Novemberhimmel, der nur sehr allmählich lichter wurde; aber je weiter sie aufs Land hinauskamen, um so höher hoben sich die Wolken, und bald schien die Sonne hell auf den an beiden Seiten der Bahn liegenden Brachacker und die mit roten Beeren bedeckten Hecken, während die kahlen Äste der Bäume sich im Winde hin und her bewegten. Ihr rann ein Wonneschauer durch die Glieder, alle diese Scenen kamen ihr so wohlbekannt vor! Ihr Auge folgte dem Fluge einer Schar Krähen, und dabei war es ihr, als ob sie ihnen schon oft in ihrem Leben nachgeschaut habe. Sie vergaß, daß sie noch nichts gegessen, und von Zeit zu Zeit stahlen sich ihr Freudenthränen ins Auge, allein sie wischte sie verstohlen weg. Nein, sie wollte niemals, niemals nach London zurückkehren!

Es war Mittag geworden, ehe sie Brighton erreichten, und nun sah Hannah zum erstenmale das Meer, das im vollen Sonnenlicht schimmerte und glitzerte. Sie wähnte in einer anderen Welt zu sein. Gestern noch hatte sie in London fast nichts sehen können vor dem gelben, bedrückenden Nebel, und in den schmutzigen Straßen war es wüst und lärmend zugegangen. Heute strahlte die Sonne gar herrlich am blauen

Himmel, und auf der endlosen Wasserfläche tanzten in ihrem Scheine die kleinen Wellen, und die frische Seeluft hauchte sie erquicklich an. Es kam Hannah vor, wie wenn ihr plötzlich ein schwerer Druck von der Seele gewälzt worden wäre. Als sie an des Großvaters Seite durch die Straßen schritt, sang sie, wie sie nie vorher gesungen hatte; viele von den Vorübergehenden, die hier nicht so in Eile zu sein schienen wie die Leute in London, blieben stehen, um dem Mädchen in das glückstrahlende Antlitz zu sehen und ihrer weichen Stimme zu lauschen, und gar mancher Pfennig wurde in des alten Martin zerknitterten Hut geworfen.

„Wenn doch Gretchen auch hier wäre“, dachte Hannah seufzend.

Sechstes Kapitel.

Eine Sünde und Schande.

Wenn Hannah in der verflossenen Nacht wenig geschlafen hatte, so war es Rüdiger Griesbach in dem eleganten Gastzimmer und weichen Bett in seiner Tochter neuem Hause nicht besser ergangen. Die kurze Unterredung mit dem verloren geglaubten Bruder und der nutzlose Versuch, ihn in der bezeichneten Herberge zu finden, hatten sein Gemüt zu sehr erregt, als daß er hätte einschlummern können. Er dachte der glücklichen Tage seiner Kindheit, da er und Martin mit einander gespielt, und erinnerte sich, wie letzterer immer klüger, gewandter und schmucker gewesen als er, bis der junge Herr Gerhard ihn zu seinem Kammerdiener machte und beide sich einem so tollen Leben ergaben, daß sie bald elend zugrunde gingen. Der Ruin ihrer Brüder war sowohl für den Grafen Compton wie für Rüdiger Griesbach ein lebenslänglicher Kummer und eine beständige Sorge gewesen.

Herr Gerhard hatte sich ein schweres Leiden zugezogen, dem er erst nach längerem Siechtum erlag, und war in der Familiengruft zu Comptondorf beigesetzt worden. Martin aber hatte seit Jahr und Tag nichts von sich hören lassen. Nun, da Rüdiger aufs neue des Bruders Hand in der seinen gehalten und ihm ins Gesicht geblickt, schien es ihm unerträglich, daß er ihn wieder aus den Augen verlieren sollte.

Er stand früh am Morgen auf, und wenn er auch nicht in seiner Werktagskleidung nach London gekommen war, so sah man ihm, wie er aus der Tochter Hause trat, doch den wohlhabenden Handwerker an. Von der Hoffnung beseelt, daß Martin es nicht übers Herz bringen würde, sein Wort zu brechen, schritt er, der Verabredung gemäß, in der Marienstraße auf und ab. Er hatte ihm am vergangenen Abend alles Geld gegeben, welches er bei sich führte, nicht um ihm ein Almosen zu schenken, sondern weil es ihn in tiefster Seele drängte, dem Bruder zuzurufen: „Alles, was ich habe, gehört auch dir.“ Hätte er in dem kleinen Lederbeutel eine größere Summe eigenen Geldes bei sich gehabt, er würde sie ihm ebenso freudig gegeben haben; die fünfzig Souverains aber, die Graf Compton ihm hinterlassen, kamen ihm nicht wie ein Besitz vor, über den er frei verfügen könne. Während er nun langsam auf dem Trottoir hin und her schritt

und erwartungsvoll nach Martin ausschaute, dachte er mit Bedauern daran, daß er selbst ihm die Mittel in die Hand geliefert, sich aufs neue dem Laster der Trunksucht zu ergeben. Vielleicht war er in diesem Augenblick zu berauscht, um sich seines Versprechens erinnern zu können.

Als endlich seine Geduld erschöpft und jede Hoffnung auf des Bruders Kommen erloschen war, entschloß er sich, persönlich die Gasthäuser und Schenken in der Nachbarschaft zu besuchen und ihm nachzufragen. Am Ende der Marienstraße zog sich eine der großen Hauptstraßen von London entlang, die nach Westen zu aufs Land führten, und hier herrschte ein ununterbrochener Verkehr von Equipagen, Lastwagen und Omnibussen, während auf den Trottoirs unzählige Fußgänger hin und her wogten. Er brauchte nicht weit zu gehen, um ein Gasthaus zu finden. Wo sich von der Hauptstraße eine Nebengasse abzweigte, da befand sich meist im Eckhause eine Schenke, und der mit breiten Steinen gepflasterte Übergang von einem Trottoir zum andern wurde von einem kleinen Gassenkehrer sauber gehalten. Rüdiger Griesbach blieb bei dem ersten stehen; der Anblick, der sich ihm bot, zog ihm das Herz zusammen. Ein barhäuptiges und barfüßiges, halbnacktes Kind, das kaum drei oder vier Jahre alt zu sein schien, kehrte mit einem langen Besen den

Kot vom Straßenpflaster weg und lief, das blasse Gesichtchen flehend emporgehoben, mit ausgestreckter, schmutziger Hand den Vorübergehenden nach. Rüdiger legte die große, rauhe Hand mitleidsvoll auf des Kleinen Kopf.

„Ei, du armes, verlorenes Lämmchen“, sagte er; „ich glaubte, ihr Londoner Kinder müßtet alle zur Schule gehen.“

„Bitte, schenken Sie mir einen Pfennig“, bat der kleine Wicht.

„Und was willst du damit thun?“ fragte der alte Mann.

„Ich will ihn Vater geben“, entgegnete er.

„Wenn du mich zu deinem Vater führst“, versetzte Rüdiger in freundlichstem Tone, „so werde ich dir einen schönen, großen Kuchen kaufen.“

Der Knabe nahm Rüdigers dargebotene Hand und trabte, vertrauensvoll zu ihm aufschauend, eine kleine Strecke Weges neben dem alten Manne her.

„Ich habe drei Väter“, sagte er; „dieser da wohnt in Kain und Abels Hof und ist nicht so hart gegen mich wie die beiden anderen. Er schenkt mir manchmal einen Pfennig.“ Dabei zeigte er auf einen liederlich aussehenden Mann, der müßig gegen die Mauer einer Schenke lehnte und von

diesem Platze aus den Knaben im Auge behielt. Wie er ihn an Rüdiger Griesbachs Hand auf sich zukommen sah, schritt er den beiden mit finsterer Miene entgegen.

„Euer kleiner Junge hier sieht aus, als ob es ihm und Euch nicht besonders gut ginge“, hub Rüdiger freundlich an. „Würdet Ihr Euch nicht von ihm trennen, wenn ein kinderloser Mann, der dem Knaben viel Gutes erweisen könnte, ihn ganz zu sich nehmen wollte?“

„Mich von ihm trennen?“ wiederholte der Bummler. „Ei, Ihr scheint nicht zu wissen, was ein Vater fühlt, sonst würdet Ihr nicht solche Frage an mich richten. Mich von ihm trennen! Er ist mir mehr wert, als Ihr in Eurem ganzen Vermögen besitzet.“

„Nun, nun, ich hab's nicht böse gemeint“, entgegnete Rüdiger besänftigend, „ich bin zwar nur ein Zimmermann vom Lande, allein ich lebe in behaglichen Verhältnissen und habe von einem reichen Freunde 50 Pfund Sterling erhalten, die ich nach bestem Ermessen für ihn anlegen soll. Ich könnte sie für den Knaben verwenden und ihn ein Handwerk lehren. Wie alt ist er?“

„Gerade sechs Jahre“, versetzte der Gefragte.

„Ich würde Euch gerne eine Summe Geldes geben, wenn Ihr ihn mir überlassen wolltet“, fuhr Rüdiger mit

wachsendem Ernst fort. „Wie viel verlangt Ihr als Entschädigung?“

„Bleibt eine halbe Stunde neben mir stehen und urteilt dann selbst, welchen Wert er für mich hat“, erwiderte der Mann.

Er schickte das vor Kälte zitternde Kind an seinen Posten zurück, und Rüdiger Griesbach blickte sinnend auf das endlose Menschengewoge, das ohne Aufenthalt eilig an ihm vorüberflutete. Die Mittagsstunde war schon verronnen und der kurze Tag mußte bald der Abenddämmerung weichen. Der kleine Junge, der mit bloßen Füßen auf dem Straßenpflaster stand und dessen Kleider so zerlumpt waren, daß man den nackten Körper durchschimmern sah, that sein Äußerstes, die Aufmerksamkeit der Leute auf sich zu lenken und ihr Mitleid zu erregen. Er sah mit kläglichster Miene zu ihnen empor, und seine schrille Kinderstimme übertönte den lauten Straßenlärm.. In sechzehn Minuten hatten die Vorübergehenden dreizehnmal ein Almosen in die flehend erhobenen Händchen fallen lassen. Jetzt ließ der rohe Geselle an Rüdigers Seite einen leisen Pfiff erschallen, und als das Kind schnell herbeigelaufen kam, zog er aus des Knaben zerfetzter Hose einen Beutel hervor und fühlte sorgfältig an seinem Körper herum, ob er nicht etwa ein kleines Geldstück

beiseite gesteckt habe. Es fehlte nur ein halber Pfennig an einem Schilling, den er in sechzehn Minuten von den wohlgenährten und gutgekleideten Bewohnern der reichsten, christlichen Stadt in der zivilisierten Welt erbettelt hatte, und diese christlichen Großstädter leisteten in gedankenlosem Mitleid der Sünde und Schande Vorschub, daß die Straßen-Übergänge ihrer Stadt von halbnackten Kindern gekehrt werden.

„Nun, Kamerad, was meint Ihr“, sagte der Mann, „wie viel ist mir dieser Bursche wert?“

Rüdiger schüttelte traurig mit dem Kopf. Er sah ein, daß er die Forderung des herzlosen Menschen nicht würde befriedigen können, so gerne er auch das Los des Kindes gebessert hätte.

„Wenn Ihr ihn mir abnehmen wollt, sobald er zehn Jahre alt ist, so möchte ich vielleicht einwilligen“, fuhr der halbberauschte Vater fort. „Dann werden die Damen nicht mehr bei ihm stehen bleiben, sondern werden ihm zurufen, er solle zur Schule gehen; auch dürfte er dann allerlei dumme Streiche ausführen, mit der Polizei zu thun kriegen und seinen Eltern Verdruß über Verdruß bereiten. Ich habe noch einen Sohn, der eben elf Jahre alt ist; den könnt Ihr gerne mitnehmen, wenn er nächste Woche aus dem

Zuchthaus herauskommt; dieser aber ist mir noch viel zu wertvoll."

„Er sagte mir, daß er drei Väter habe", entgegnete Rüdiger in fragendem Tone.

„Ja, Kamerad, wir sind unserer drei, die wir uns in seinen Verdienst teilen; aber wer von uns sich für seinen Vater ausgeben wird, wenn er einmal in Ungemach gerät, das ist mehr, als ich Euch sagen kann. Er kann gar so schön thun, daß er nicht mit Geld aufzuwiegen ist. Übrigens ist es nicht das erste oder zweite Mal, daß man ihn uns hat abkaufen wollen; er ist ein großer Liebling der Damen."

„Wo ist seine Mutter?" fragte Rüdiger.

„Drinnen", erwiderte er, mit dem Daumen hinter sich in die Schenke weisend; „einer von uns behält ihn immer im Auge, und jetzt ist die Reihe an mir."

Rüdiger öffnete die hin und her schwingende Thür und ließ den Blick über die im Trinklokale weilenden Personen schweifen. Er sah zwei oder drei alte Weiber und ein junges Mädchen; nur eine Frau konnte die Mutter des erbarmungswürdigen Kindes sein.

Sie lehnte an dem Schenktisch und hielt ein Glas Branntwein in der Hand; dem Aussehen nach war sie

eine kräftige Frau im rüstigsten Lebensalter, doch ihr brutales, freches Gesicht zeigte deutlich, daß man bei ihr kein Mitleid mit dem eigenen Kinde voraussetzen dürfe.

Rüdiger wandte sich mit Widerwillen ab, ohne sie auch nur anzureden.

„O Gott, mein Gott“, klagte er in tiefster Seele, „hast du denn die armen, verlorenen Geschöpfe ganz verlassen? Hat nicht dein Sohn, unser lieber Herr und Heiland, das Lösegeld für sie gezahlt? Und dennoch fahren sie zu Tausenden in die Hölle und der Satan macht sie nach Gefallen zu seinen Knechten. Ist diese große Weltstadt nicht mit einem Sodom und Gomorrah zu vergleichen, die dir ein Greuel waren, weil ihre große Sünde dich so sehr betrübte? O, mein Gott, ich kann es nicht ertragen!“

Von Grauen und Entsetzen gepackt, verlor der alte Mann fast alle Selbstbeherrschung. Allein auch in der tiefsten Gemütsbewegung erinnerte er sich des Versprechens, das er dem kleinen Gassenkehrer gegeben, und blieb bei ihm stehen, um es zu erfüllen.

Des Kindes Augen leuchteten vor Freude, als er ihm den Kuchen reichte.

„Gott erbarme sich deiner“, flüsterte Rüdiger, „denn

alles Erbarmen, das dir hier zuteil wird, ist nur ein Fluch und ein Mühlstein, den man dir um den Hals hängt. Es ist Satansgeld, das wir dir in die Hand drücken, und dient nur dazu, dem Satan die Hölle zu füllen. Gott stehe uns bei!“

Siebentes Kapitel.

Evangelium Johannes 12, Vers 6.

Als Peter Clapham sich mit Johanna Griesbach verheiratete, hatte sein Wochenlohn nur ein Pfund Sterling betragen, und die jungen Eheleute waren übereingekommen, daß sie den zehnten Teil davon für milde Zwecke verwenden wollten. Diesen Vorsatz durchzuführen hatten sie sich mancherlei Entsagungen auferlegen müssen, die sie jedoch fröhlichen Herzens ertrugen. Wie sich im Laufe der Zeit Peter Claphams Verhältnisse besserten, fuhr er immer gewissenhaft fort, ein Zehntel seiner Einnahme für die Armen beiseite zu legen; aber wenn dies auch eine beträchtliche Summe ausmachte, so brauchte er doch keine Selbstverleugnung mehr zu üben. Er war ein kluger, thatkräftiger und umsichtiger Geschäftsmann und hatte es schon mit vierzig Jahren so weit gebracht, daß er eine angesehene Lebensstellung einnahm.

Ohne daß er sich dessen recht bewußt geworden, hatte sein freiwilliges Opfer des Zehnten allmählich die Form einer Art von Handel mit Gott angenommen, wenn er sich auch nicht so unverhohlen aussprach, wie Jakob es gethan: „So Gott wird mit mir sein, so soll der Herr mein Gott sein, und alles, was du mir giebst, des will ich dir den Zehnten geben.“ Trotz seines klaren, praktischen Verstandes nährte Peter Clapham in sich den heimlichen Aberglauben, daß die Fortdauer seines Erfolges bei geschäftlichen Unternehmungen davon abhinge, ob er seinem ursprünglichen Bündnis treu bliebe. Denn dies war die Bezeichnung, deren er sich bediente; er konnte ungescheut einen Bund mit Gott schließen, allein er würde vor dem Gedanken zurückgebebt sein, einen Handel mit ihm einzugehen.

So lange sich der für die Armen bestimmte Bruchteil ihres Einkommens auf nicht mehr als zwei Schillinge die Woche belief, hatte Johanna das Geld fortgegeben; als indessen der Zehnte zwischen 10 und 20, ja endlich sogar zwischen 100 und 150 Pfund Sterling betrug, da schien die Summe dem Gatten zu groß, als daß eine Frau sie zu gelegentlichen Almosen verwenden dürfe. Allein er war zu beschäftigt, um sich selbst nach wahrhaft Bedürftigen umzusehen. Er erwarb sich ein hübsches Vermögen und kam

damit nicht schritt-, sondern sprungweise vorwärts; wie hätte er wohl die Zeit erübrigen können, sich persönlich solcher geringfügigen Sache anzunehmen und sich ernstlich darum zu bekümmern, ob das gespendete Geld zur Beförderung des Wohles seiner Mitmenschen verwendet würde?

Peter Clapham war ein ernster Christ und würde seinen Glauben an Christum um keinen Preis der Welt geleugnet haben; doch er erkannte nicht, daß er zu thun strebte, was Christus als unmöglich hingestellt hat. Die verfängliche Weltliebe war leise geschäftig, seine Liebe zum Vater zu untergraben, und die Summen, welche er fortgab, trugen nur dazu bei, ihn gegen die Gefahr blind zu machen, die ihn bedrohte. Er glaubte, der Aufschwung seines Geschäfts sei eine Folge des Bündnisses, das er mit Gott geschlossen; wenn der Herr ihn segne, so erfülle derselbe lediglich seinen Teil des Vertrages.

Da er über bedeutende Mittel verfügte, so gab er allen mit der von ihm besuchten Kirche in Verbindung stehenden Missions- und Armenvereinen reiche Beiträge, und hatte, trotz seiner vielen Berufsarbeiten, eingewilligt, Kassierer verschiedener dieser Anstalten zu werden. Es machte ihm Vergnügen, Geldangelegenheiten zu besorgen, gleichviel, ob es die eigenen oder die anderer Leute waren, und da er sich

stets bereit zeigte, kleine Rückstände in der Kasse auszugleichen, so war er überall ein sehr willkommener Kassierer. In jüngster Zeit hatte er ein oder das andere Mal, als er sich, wie es bei selbstgemachten Leuten zuweilen vorkommt, momentan in Geldverlegenheit befunden, hundert oder hundertundzwanzig Pfund Sterling aus den von ihm verwalteten Kassenvorräten geliehen, doch niemals ohne die Genehmigung des Pfarrers, mit dem er eng befreundet war. Beide hegten die Überzeugung, das Geld sei in seiner Hand so sicher wie in der Bank, und Peter zahlte es stets mit hohen Zinsen zurück. Von Gewissensbissen wurde er nicht geplagt; denn wenn das Gewissen uns samt und sonders zu Feiglingen macht, ist es doch selbst ein großer Feigling und verhält sich am liebsten ganz still, bis es aus seiner Ruhe aufgestachelt wird. Vor ein paar Wochen noch hatte er nicht weniger als 500 Pfund Sterling geborgt, diesmal jedoch nicht für seinen Geschäftsbetrieb, sondern um eine sehr verlockende Spekulation zu unternehmen.

Je höher Peter Clapham sich im Leben emporgeschwungen, desto unermüdlicher hatte er gestrebt, sich eine allgemeine Bildung anzueignen, was ihm auch so weit gelang, daß er durchaus nicht hinter den Anforderungen zurückblieb, welche man an einen Mann seines Standes zu machen pflegt.

Johanna, die früher bei der Gräfin Compton als Kammerjungfer im Dienst gestanden und sich ihrer besonderen Gunst erfreute, war von Natur zartfühlend und intelligent und hatte ein ebenso feines Benehmen, wie die Frauen der meisten Männer, mit denen er verkehrte. Er liebte sie zärtlich und blickte mit Stolz auf sie, aber er hegte auch leise Besorgnis, daß sie sich nie scheuen würde, ihre einfache Herkunft zu bekennen. Hätte man ihm vorgeworfen, daß er sich seines alten Schwiegervaters schäme, so würde er diese Beschuldigung empört zurückgewiesen haben. Er wußte, daß Rüdiger Griesbach ein viel besserer Mann ein treuerer Nachfolger Christi und ein frömmeres Kind Gottes war als er selbst; allein er war ein schlichter alter Landmann, der sein einfaches, freimütiges Wesen auch in Gegenwart vornehmer Leute nicht änderte. Er hatte den Schwiegervater gern, so lange derselbe sich im eigenen Parkhäuschen aufhielt; jedoch es machte ihm kein Vergnügen mehr, ihn bei sich in der kostbar und schön eingerichteten Stadtwohnung zu begrüßen.

Teils weil Rüdiger Griesbach sich zum Besuch bei seiner Tochter angemeldet und teils weil immer bängere Befürchtungen wegen seines neuesten Wagnisses in ihm aufstiegen, die ihn rastlos hin und her trieben, hatte er die Reise nach

Norwegen unternommen, wo er Bauholz einkaufen wollte. Aber der plötzliche Übergang von dem geräuschvollen Londoner Treiben zu dem stillen Leben auf dem Verdeck eines im November abfahrenden Huller Dampfschiffes war nicht geeignet, seine Gedanken von den Sorgen und Skrupeln abzulenken, die ihm bei Tag und bei Nacht keine Ruhe ließen und die er nicht zu beschwichtigen vermochte.

Stundenlang schritt Peter Clapham auf dem Verdeck hin und her und starrte auf die graue, nebelverschleierte See, über die sich ein düster bewölkter Himmel ausspannte. Er konnte sich die Geschichte des Judas nicht aus dem Sinne schlagen, sondern mußte wieder und immer wieder der abscheulichen Handlungsweise dieses Jüngers gedenken, die er jetzt in ganz neuem Lichte erblickte. Ehe Judas zum Verräter ward, hatte er den Beutel getragen; die anderen Jünger und der Herr selbst mußten also Vertrauen in ihn gesetzt haben, weil er wahrscheinlich ein gewandter Mensch war und mit Geld umzugehen verstand. Sein Amt schloß besondere Versuchungen in sich, aber es knüpften sich auch besondere Ehren an dasselbe, denn ihm lag es ob, den Herrn vor Hunger und Kälte, vor Müdigkeit und Obdachlosigkeit zu bewahren. Wie sorgsam und liebevoll hätte er für die Bedürfnisse des Menschensohnes sorgen müssen, der

nicht hatte, da er sein Haupt hinlegte! Wie oft hätte er dem lieben, heiligen Körper die Anstrengungen und Entbehrungen sparen können, die ihn angriffen. Es war seine Pflicht gewesen, das Geld der Welt im Dienste des Welterlösers zu verwenden, und hätte er sich als treuer Verwalter erwiesen, welch edlem Amte würde er dann vorgestanden haben!

Aber der Blutacker ward aus des Herrn Beutel bezahlt, und die Silberlinge, mit denen der Kauf zum Abschluß gebracht wurde, waren der Preis, um welchen der Herr verraten wurde.

Achtes Kapitel.

Tatters.

Während Peter Clapham in den Tannenwäldern Norwegens Bauholz einkaufte und sich trotz der nagenden Gewissensbisse als kluger und tüchtiger Geschäftsmann bewährte, durchwanderte Rüdiger Griesbach die Straßen des Londoner Westendes, um seinen Bruder Martin zu suchen. Indessen war dies nicht der einzige Zweck, den er verfolgte, er schien der Erfüllung seiner Mission nicht näher gekommen und ging noch immer mit sich zurate, wie das Legat im Dienste des Herrn am zweckmäßigsten zu verwenden sei. Wohl hatte Johanna ihm verschiedene Armenvereine vorgeschlagen, unter die er die Summe hätte verteilen können; allein er wünschte die Bedürftigen selbst zu sehen, deren Not durch des Herrn Geld gelindert werden sollte, wünschte sich mit ihnen zu freuen, ihnen den Trost seines innigen Mitgefühls angedeihen zu lassen und sich an ihrer seelenfrohen Stimmung zu laben.

Am liebsten hätte er ein armes Kind aus dem Sumpfe des Lasters und Elends gezogen und es bei rechtschaffenen, freundlichen Leuten untergebracht, damit es den Segen eines geordneten, glücklichen Familienlebens genieße, indessen, wie unermüdlich er auch die Gassen durchstreifte, er fand nicht, was er suchte.

Wenn aber das plötzliche Verschwinden des alten Martin und der kleinen Hannah eine bittere Enttäuschung für Rüdiger gewesen war, so füllte es Tatters geradezu mit Bestürzung. Als sie am Abend ihres Glückstages im Westende taumelnd in die Herberge zurückkehrte, hatte sie sich nicht mehr nach ihm umgesehen; wie jedoch der folgende Morgen verstrich, ohne daß er sich blicken ließ, da wurde sie ungeduldig, denn sie wünschte, die Mildthätigkeit der Fußgänger in den vornehmeren Stadtteilen noch einmal auf die Probe zu stellen. Endlich ließ es ihr nicht länger Ruhe; sie ging zur alten Liese in die Kellerwohnung und fand dieselbe leidenschaftlich erregt, halb vor Zorn und halb vor Kummer weinend, weil sie ihre junge Schlafkameradin verloren hatte.

„Sie ist fort und hat diesen Zettel mit einer Nadel an mein Kopfkissen geheftet“, sagte die alte Frau, ein Stück groben Papiers in der zitternden Hand emporhaltend. Hannah hatte mit großen, schiefen und krummen Buchstaben ein paar

Worte aufgeschrieben „Ich gehe für immer fort. Ich habe aufgeräumt. Sagt Tatters, sie solle Gretel sagen, ich würde sie auch holen. Adieu." Tatters konnte die Worte nur mit Mühe entziffern.

„Für immer fortgegangen und ohne mit einer Silbe Abschied von mir zu nehmen", schluchzte die bettlägerige Greisin, „daran ist ganz gewiß ihr Großvater schuld! Ich hätte Lust, ein Conterfei von ihm zu machen und ihn gleich zu den anderen zu hängen, denn er wird, wenn's dem allmächtigen Gott gefällt, auch solch schlimmes Ende nehmen."

„Ich will sie schon auffinden", knirschte Tatters zwischen den Zähnen hervor, „seid unbesorgt, ich spüre sie auf. Mir ist jeder Schlupfwinkel in London bekannt, und ich habe Freunde, die noch feinere Spürnasen haben als ich. Der Frau Moos und mir können sie nicht entwischen."

Bald leise einen Fluch vor sich hinmurmelnd, bald laut in Verwünschungen ausbrechend, machte Tatters sich auf den Weg zur Frau Moos, um derselben ihr Leid zu klagen und den kleinen Fritz für die noch übrigen Stunden des Tages zu mieten. Ins Westende, wo Gretchen das Herz mitleidiger Leute rührte, konnte sie nicht mehr gehen, dazu war es zu spät geworden, denn dort kehrten die Almosenspender schon mit Einbruch der Dunkelheit in ihre behaglichen Häuser

zurück. Im Ostende dagegen erregte Fritz das größere Mitleid, wenn sie, im flackernden Licht der Gasflammen vor den Fischläden oder den Schenken stehenbleibend, die Lumpenhülle von der zum Skelett abgezehrten kleinen Gestalt zurückschieben und sie den Vorübergehenden zeigen konnte. Gar mancher schlichte Arbeiter, manche rechtschaffenen Männer und Frauen hielten einen Augenblick in ihrer Wanderung inne, um teilnehmend das totenblasse, entsetzlich abgemagerte Kind anzublicken und dem armen Weibe einen halben Pfennig in die Schürze zu werfen, wobei sie ihr oftmals den Rat erteilten, den Kleinen in eines der nahegelegenen Spitäler zu bringen.

„Gott lohne es Ihnen“, pflegte Tatters zu erwidern. „Ich will ihn morgen früh hintragen und hören, was die Ärzte sagen.“

Mehrere Tage lang wanderte sie mit Fritzchen auf dem Arm durch die engen Gassen des Ostendes und zog in allen niederen Herbergen Erkundigungen nach Martin und Hannah ein; doch niemand vermochte ihr Auskunft zu geben, es fand sich nirgends eine Spur von ihnen. Endlich gab sie das Suchen auf, wie auch Rüdiger Griesbach am entgegengesetzten Ende der Stadt seine Nachforschungen einstellte.

„Es ist umsonst, daß ich noch länger hier bleibe“, sagte

er zu Johanna, „und zuhause giebt es vielerlei für mich zu thun. Der Schloßverwalter hat mir heute Morgen geschrieben, also muß ich längstens übermorgen heimreisen."

„Bleibe doch so lange, bis Peter zurückkommt", versetzte sie, „er wird dir beistehen, wahrhaft bedürftige Arme zu finden, die du mit deinem Gelde unterstützen kannst."

In diesem Augenblick ließ sich ein so leises, zaghaftes Pochen an der Hausthür vernehmen, daß es nicht von den Dienstboten im Souterrain gehört werden konnte. Johanna pflegte einzelnen Armen zu bestimmten Zeiten eine kleine Unterstützung zu geben, und da es häufig vorkam, daß sie nach Eintritt der Dunkelheit in dieser Weise bei ihr anklopften, so öffnete sie ihnen gewöhnlich selbst die Thür, damit die Mägde den unbequemen Gästen nicht mit barschen Worten entgegenträten. Auf der Schwelle des Hauses stand Tatters, dürftig doch sauber gekleidet und so anständig aussehend, wie Johanna sie vor drei Wochen auf der Straße kennen gelernt hatte; jetzt aber war sie allein, sogar ohne das Kindchen, das sie damals auf dem Arm getragen. Als sie statt der Magd Johanna selbst erblickte, sprach sie kein Wort, sondern bedeckte ihr Gesicht mit dem Zipfel ihrer groben Schürze und brach in leidenschaftliches Schluchzen aus.

„Vater, Vater!" rief Johanna erregt. Zu ihrem nicht

geringen Erstaunen sah Tatters einen Greis aus dem Zimmer treten, der dem verschwundenen alten Martin so ähnlich war, daß sie kaum ihren Augen zu trauen, noch ihrer Zunge Schweigen zu gebieten vermochte.

„Dies ist die Frau, die mir damals mit deinem Bruder Martin begegnete, Vater. Sie sagte, sie sei seine Tochter. Wo aber ist Ihr Vater, wo sind Ihre Tochter und das arme kleine Kind? Und warum sind Sie nicht, wie Sie versprochen, am nächsten Morgen zu mir gekommen?“

„Ach, meine liebe junge Dame“, schluchzte Tatters, „mein armes kleines Kind, das ich so lieb hatte, ist ja gestorben.“

Sie barg aufs neue das Gesicht in die Schürze und schluchzte, daß es einen Stein hätte erbarmen können. Die seltsame Wendung der Dinge setzte sie in Verwirrung, und sie bedurfte einiger Minuten, um ihre Fassung wiederzugewinnen. Ihr Schmerzensausbruch schien so natürlich, daß weder Rüdiger noch Johanna den Mut fanden, ihm Einhalt zu thun. Voll tiefen Mitgefühls nahm Johanna sie sanft beim Arm und führte sie in ihr trauliches Wohnzimmer.

„Setzen Sie sich hier neben das Feuer in den Lehnstuhl“, sagte sie freundlich, „und erzählen Sie mir, woran die Kleine gestorben ist.“

„Ach, meine liebe Dame, ste starb, weil sie an allem, was Kinder brauchen, Mangel litt“, versetzte Tatters. „Es fehlte ihr an ordentlicher Nahrung, an warmer Kleidung und während der kalten Nächte fast immer an einem warmen Raum zum Schlafen. Wir schlafen allzu oft unter freiem Himmel. Sie zitterte die ganze Zeit vor Kälte, und nach einem von den schrecklichen Frostschauern entfloh ihre kleine Seele. Ach, sie war das süßeste kleine Geschöpf, das man sich denken kann.“

Sie konnte vor Schluchzen nicht weiter reden, und Johanna verstand kaum, was sie sagte.

„Warum aber sind Sie nicht zu mir gekommen, wie Sie mir versprochen hatten?“ fragte sie. „Ich war bereit und imstande, Ihnen zu helfen.“

Tatters geriet in Verlegenheit und fing wieder an zu schluchzen, weil sie hoffte, die Dame oder der aufmerksam lauschende alte Mann würden eine Bemerkung fallen lassen, die ihr eine passende Antwort nahe legte. Allein beide verharrten in Schweigen, und sie mußte etwas entgegnen.

„O, bitte“, sagte sie unter einem neuen Thränenstrom, „ich traute mich nicht zu kommen, weil mein Vater und meine Tochter mir am nächsten Morgen davongelaufen sind, und ich habe sie seitdem nicht wiedergesehen. Ich konnte

nicht wagen, ohne sie zu kommen. Wir hatten keinen Streit gehabt, aber als ich am Morgen aufstand, waren sie verschwunden."

„Verschwunden", wiederholte Rüdiger tonlos — „Martin verschwunden!"

„Ja, mein eigener Vater und meine leibliche Tochter haben mich verlassen", klagte Tatters, „und ich habe doch immer treu bei ihnen ausgeharrt. Es hat mir das Herz gebrochen, und dann fing mein Gretchen an zu kränkeln, und es wurde immer schlimmer mit ihr, bis sie endlich in einem Thorweg starb, in dem wir für die Nacht ein Obdach gesucht hatten. Nun habe ich kein Geld, um das Begräbnis zu bezahlen, und da dachte ich an die freundliche Dame, zu der ich nicht früher gekommen war, weil ich mich schämte."

„Und das kleine Wesen ist Hungers gestorben!" rief Rüdiger aus. „Martins Enkelin! Mein eigen Fleisch und Blut!"

„Ja", versicherte Tatters, das kummervolle Antlitz des alten Mannes durch einen Riß ihrer Schürze betrachtend.

„Ich habe nie gehört, daß Martin Kinder hätte", fuhr Rüdiger fort; „sind Sie seine Tochter oder Schwiegertochter?"

„Mein Mann war sein einziger Sohn", entgegnete

Tatters, die instinktmäßig fühlte, daß der andere Verwandtschaftsgrad ein allzu naher wäre; „er hat nicht mehr Kinder gehabt.“

„Er ist mein Zwillingsbruder“, fuhr Rüdiger fort, „und ich würde gerne alles hingeben, was ich in der Welt habe, wenn ich ihn wiederfinden und zu Gott zurückbringen könnte. Sie sind meine Nichte, und ich will Sie gleich dahin begleiten, wo Ihr armes totes Kind liegt. Johanna, hole mir meinen Überzieher und meinen Hut, das arme kleine Wesen gehört ja zu unserer Familie. Wollte Gott, ich hätte es zur rechten Zeit gefunden.“

„Nein, nein“, rief Tatters voller Entsetzen, „ich kann unter keiner Bedingung zugeben, daß Sie mich zu so später Stunde begleiten. Ich halte mich augenblicklich bei einer wunderlichen, alten Person, einer Frau Moos in der Schmiedestraße, auf, und sie würde zum Tode erschrocken sein, wenn ich so spät am Abend jemanden mit nachhause brächte. Es ist ganz in der Mitte des Ostendes, weit, weit von hier, und es würde unverantwortlich sein, Sie solche lange Strecke Weges mitgehen zu lassen. Ich wollte Sie nur um ein paar Schillinge bitten, damit ich mein armes Kind begraben lassen kann, und würde Sie nie wieder um eine Gabe ansprechen.“

„Martin versprach mir hoch und teuer, er wolle am folgenden Morgen kommen“, entgegnete Rüdiger, „und trotzdem gab er mir eine falsche Adresse an; als ich ihn aufsuchen wollte, hörte ich, daß er niemals dort gewohnt habe, Ich werde Sie bis an die Thür des Hauses in der Schmiedestraße begleiten und draußen warten, bis Sie hineingegangen sind; morgen komme ich dann mit Johanna zu Ihnen, um das Begräbnis zu besorgen. Martin hat mich hintergangen; ich kann Ihnen nur trauen, wenn ich mich überzeugt habe; wo Sie wohnen. Arme Frau, wir werden Sie nicht verlassen; hätte ich Sie nur früher gefunden, so würde es vielleicht möglich gewesen sein, Ihr Kind zu retten.“

Es war zehn Uhr vorüber, als Rüdiger Griesbach und die in größte Bestürzung versetzte Tatters in Spitalsfield eintrafen; aber die Läden waren noch offen, und in den Straßen herrschte solch geschäftiges Treiben wie am Tage. Auf ihrer Wanderung kamen sie an einer Werkstatt vorbei, in der Särge angefertigt wurden, und Rüdiger blieb einen Moment unschlüssig stehen, weil er einerseits fürchtete, seine Begleiterin aus den Augen zu verlieren, anderseits aber zu zartfühlend war, der Mutter Schmerz aufs neue zu wecken.

„Ich will Sie erst sicher nachhause bringen“, sagte er, „und dann hierher zurückkehren, um alles Nötige für das

Begräbnis zu bestellen; Johanna und ich, wir werden morgen zu rechter Zeit eintreffen, damit wir Sie auf dem schweren Gange begleiten können, meine liebe, arme Frau."

Aus dem dunklen Alkoven in Frau Moos' Laden drang ein schwacher Lichtschein, doch die Thür war verriegelt, und Rüdiger Griesbach blieb bereitwilligst seitwärts stehen, um Tatters eintreten zu lassen. Nun konnte er sie nicht, wie seinen Bruder, aus den Augen verlieren, und als er darauf in dem kleinen Sargladen die nötigen Aufträge gegeben hatte, lenkte er mit einem gemischten Gefühl von Trauer und Befriedigung im Herzen seine Schritte nachhause zurück.

Es war ein kläglicher Anblick, der sich ihm und seiner Tochter bot, als sie am folgenden Tage das düstere Haus in der Schmiedestraße erreichten. Die kleinen schmutzigen Fenster lagen nach dem engen Hofe hinaus, der kaum einem trüben Schimmer des Tageslichtes Einlaß gestattete, und auf dem Küchentische ruhte, mit einem weißen Tuche verhüllt, ein kleiner, lebloser Körper. Tatters saß mit dem Ausdruck starren, thränenlosen Schmerzes in den Zügen neben der Leiche. Ihr schmales, blasses Gesicht und ihre schmächtige, dürftig gekleidete Gestalt verliehen ihr das Aussehen einer Frau, die sich infolge langen Kampfes mit Armut und Sorgen aufs äußerste erschöpft fühlte. Johanna legte ihr liebe-

voll die Hand auf die Schulter, als Frau Moos die Hülle von der kleinen Leiche fortnahm. Sie hatte Gretchen nur einmal und noch dazu im Licht der Straßenlaterne gesehen, und dies spitze Gesichtchen, in dem die blauen Adern deutlich durch die weiße Haut schimmerten, sowie das glatt gebürstete, spärliche Flachshaar erinnerten hinlänglich an das Kind, das Tatters damals auf dem Arm getragen hatte, um sie zu täuschen.

„Sie war ein herziger kleiner Schatz", sagte Frau Moos mit gedämpfter Stimme.

„O Herr", rief Rüdiger, sich über das tote Kind beugend und fast unbewußt seine innersten Gedanken laut aussprechend; „ich habe bis zu diesem Tage nicht gewußt, daß es solch Elend in der Welt gäbe. Es thut mir bitter weh und trifft mich in tiefster Seele. Dies kleine Geschöpf gehört ja auch mir an, o Herr, und wenn ich auf dies abgezehrte Gesicht und diese armen, fleischlosen Glieder blicke, so ist es mir, als ob mir das Herz brechen müßte. Und dies ist nur eines unter vielen, lieber Herr. Wie kann ich am großen Gerichtstage vor dein Antlitz treten, wenn ich nicht Mittel und Wege finde, um deinen armen, verlorenen Lämmern Hilfe und Beistand zu bringen? Aber, o mein Gott, was kann ich thun?"

Über Johannas Wangen strömten heiße Thränen, als sie betend auf die Kniee sank, und Tatters warf sich, das Gesicht in die Schürze bergend, neben sie auf den Boden, während Frau Moos gegen die Thür der dunklen Kammer lehnte, in der sie Fritz und Gretchen versteckt hielt. Ach, wenn Rüdigers Blick nur durch jene Thür hätte dringen können! In der fast mitternächtigen Finsternis war Gretchen geräuschlos von ihrem Strohhaufen fortgekrochen und lauschte begierig der herzlich klingenden, trauernden Stimme, die sie ganz nahe bei sich vernahm. Es kam ihr fast vor, als ob sie Hannah sprechen höre, Hannah, die sie schon seit so vielen Tagen nicht mehr gesehen hatte. Unwillkürlich streckte sie in der Dunkelheit die Hände empor, wie wenn Hannah dort stände und sie auf den Arm nehmen wollte; aber sie stieß keinen Laut aus. Bald darauf war es wieder ganz still in dem Zimmer, wo eben noch die Fremden gesprochen hatten, und Gretchen kroch auf ihr elendes Lager zurück, um sich in den Schlaf zu weinen.

In der Straße hatte sich eine Anzahl schmutzig aussehender Zuschauer versammelt, die das Fortführen der kleinen Leiche in der Trauerkutsche mit ansehen wollten. Johanna und Tatters nahmen auf dem Vordersitze Platz und hatten den kleinen Sarg auf den Rücksitz stellen lassen, wäh-

rend Rüdiger sich zum Kutscher setzte. In einem Winkel des Friedhofes befanden sich ausschließlich Kindergräber. Diese verlassen aussehenden, kleinen Hügel bewegten Rüdiger in tiefster Seele; war es ihm doch, als hätten die Kleinen, die unter dem Rasen schliefen, sich in kindischem Nachahmungstriebe neben einander gebettet, wie die älteren Leute es gethan, die des Lebens Bürde abgeworfen und ganz in der Nähe in größeren Gräbern ruhten. Johanna hing weinend an seinem Arm; sie dachte des kleinen Hügels auf dem stillen Kirchhof in Comptondorf, unter dem ihr eigenes Kindchen schlief. Tatters' Augen aber blieben trocken, wenn sie sie auch mit dem Taschentuch bedeckte; sie wünschte sich Glück, daß ihr Betrug so gut gelungen sei, und erging sich in allerlei Mutmaßungen, was die neuentdeckten Verwandten des alten Martin Griesbach für sie thun würden.

Zu ihrer bitteren Enttäuschung stellte es sich jedoch bald heraus, daß Rüdiger Griesbach weder in der Lage, noch auch willens war, sie in eitel Müßiggang zu erhalten. Mit innerem Widerstreben, über das er sich selbst Vorwürfe machte, bot Rüdiger ihr an, sie solle zu ihm aufs Land ziehen; als sie jedoch erfuhr, welcher Art sein Häuschen sei und wie weit es von Dorf und Stadt entfernt liege, da hatte es keinen Reiz für sie. Sie meinte, wenn sie in

London bliebe, würde sie wahrscheinlich eher Gelegenheit haben, von ihrem Vater und ihrer Tochter zu hören, und sie versprach, Johanna sofort zu benachrichtigen, wenn sie eine Kunde von ihnen erhielte. Inzwischen verpflichtete Rüdiger sich, ihr ein anständiges Zimmer im Hause eines Stadtmissionars zu mieten, eine Fürsorge, für welche Tatters ihm keineswegs dankbar war, und es dauerte nicht lange, so empfing er die Nachricht, daß auch sie verschwunden und zu ihrer alten Lebensweise zurückgekehrt sei.

Neuntes Kapitel.

Das Feilschen mit dem Herrn.

Die Dunkelheit war längst hereingebrochen, als Rüdiger Griesbach und Johanna von ihrer traurigen Fahrt ins Ostende zurückkehrten, wo sie einen Schmutz und eine Verworfenheit hatten kennen lernen, von denen sie bis dahin keine Ahnung gehabt. Beide wußten, was es heißt, sich durch redliche Arbeit sein Brot verdienen, allein weder Rüdiger noch Johanna hatten sich je eine Vorstellung davon gemacht, wie leicht und schnell der Mensch vom rechtschaffenen Erwerb zu schamloser Bettelei und zum Verbrechen herabsinkt, wenn er einmal die niedere Schranke übersprungen, die ihn von dem abschüssigen Wege des Lasters trennt.

Sie konnten das Elend, das sich ihren Blicken aufgedrängt, nicht vergessen, und unter der Schar düsterer Gestalten, die Rüdiger gesehen und die wie geisterhafte Schatten immer wieder vor ihm auftauchten, glaubte er die wohl=

bekannten, geliebten Züge seines Zwillingsbruders zu erkennen. Er war die schmutzigen Gassen entlang geschritten, die Martin bloßen Fußes durchwanderte, und hatte die ekelhaften Höhlen gesehen, in denen der Greis hauste, während ihn doch höchstens ein paar kurze Jahre von dem schmachvollen Grabe trennten, dem er bei seinem unstäten Lebenswandel schnell entgegenging. Und in seiner Begleitung befand sich gegenwärtig ein junges Mädchen, das ohne Zweifel einst die Genossin der frechen, liederlichen Frauenzimmer werden würde, welche er überall an den Straßenecken hatte stehen sehen.

Schweren Herzens und ohne ein Wort zu reden gingen sie die Marienstraße hinunter und auf Johannas Wohnung zu. Wie behaglich und luxuriös war die Ausstattung des Hauses, als ob für alle Bedürfnisse vorgesorgt, allen denkbaren Wünschen Rechnung getragen worden wäre! Peter Clapham hatte einen besonderen Stolz darein gesetzt, sein Haus zu verschönern und es so bequem einzurichten, wie es bei seinen praktischen Kenntnissen als Baumeister und einem bedeutenden Geldaufwande nur möglich war. Als die Hausthür geöffnet wurde, quoll den Eintretenden das sanft gedämpfte Licht einer farbigen Hängelampe entgegen und zeigte ihnen mehrere Stücken Reisegepäck, die am Boden lagen.

„Peter ist zurückgekehrt!“ rief Johanna, alles Leid vergessend.

„Herr Clapham ist gleich wieder fortgegangen“, berichtete das Zimmermädchen in eisigem Tone, „er hatte in der City zu thun und läßt Frau Clapham und Herrn Griesbach ersuchen, nicht mit dem Essen auf ihn zu warten, da er lange aufgehalten werden und spät heimkehren dürfte.“

Es war schon spät, so spät, daß alle Geschäfte in der City geschlossen und nur hier und da ein paar mit der Ausführung besonders wichtiger Arbeiten betraute Männer in den Comptoirs geblieben waren. Peter Clapham wanderte in der Nähe seines Hauses in den schwach beleuchteten Straßen herum, ohne daß er sich entschließen konnte, die Schwelle der eigenen Wohnung zu überschreiten und seiner Frau in die hellen, liebestrahlenden Augen zu schauen. Er war bei seinem Makler gewesen und hatte schlimme Nachrichten erhalten, schlimmere, als er, seinen Gedanken nachhängend, in den Wäldern Norwegens und auf dem einsamen Verdeck des Dampfers für möglich gehalten. Wenn die Spekulation, in die er sich eingelassen, unglücklich ausfiel — und dem Anscheine nach mußte sie mißglücken —, so würde er gänzlich verarmt und zahlungsunfähig sein; möglicherweise würde man seinen Bankerott sogar für einen betrügerischen

halten. Es konnte nur noch einen oder zwei Tage dauern, bis die Sache entschieden war.

Er fühlte sich angegriffen und war überzeugt, daß er entsetzlich elend aussehen müsse; allein es schien ihm unerträglich, Johannas forschenden Blicken zu begegnen und ihre bangen Fragen zu hören, die er nicht zu beantworten wagte. Von widerstreitenden Empfindungen bewegt, schlenderte er hin und her, blieb, wenn er einen Ausweg zu sehen glaubte, sinnend stehen, und stürmte, sobald sich ihm quälende Gedanken aufdrängten, hastig von dannen, als ob er vor sich selber fliehen wollte. So scharf sein Verstand und so klar sein Denken auch für gewöhnlich waren, hatten seine Begriffe sich in letzter Zeit doch etwas verwirrt. Bisher war jedes Unternehmen, an dem er sich beteiligt, vom günstigsten Erfolge begleitet gewesen, und er hatte sich dadurch den Ruf erworben, ein Glückskind zu sein. Mit unehrenhaften Projekten würde er sich freilich niemals befaßt haben, allein er war unbesonnen genug gewesen, sich in äußerst gewagte Unternehmungen einzulassen. Den Bund, den er mit Gott geschlossen, hatte er unverbrüchlich gehalten; Gott segnete ihn, und er unterließ niemals, ein Zehntel seines Einkommens für milde Zwecke zu opfern. Seit kurzem aber hatte er unbewußt die Bedingungen umgekehrt; er

hatte den Zehnten fortgegeben und Gott segnete ihn dafür. Durch diese Auffassung war seine Stellung zum Herrn eine andere geworden, als sie ursprünglich gewesen. Nun aber schien es plötzlich, als ob das Übereinkommen aufgehoben werden sollte, wenn es auch nicht von seiner Seite geschah.

Wie er bei seiner plan- und ziellosen Wanderung an der Kirche vorüberschritt, in der er allsonntäglich dem Gottesdienste beiwohnte, da war es ihm, als ob die Steine ihn anklagten. Die 500 Pfund Sterling, die er aus der ihm anvertrauten Armenkasse entliehen, mußten verloren gehen, wenn die Spekulation unglücklich ausfiel. Er zitterte bei dem bloßen Gedanken und starrte voll Entsetzen auf das dunkle Gebäude, dessen schlanker Turm hoch in die trübe Luft hineinragte. Ach, auch Judas hatte nicht gleich zu Anfang Geld aus dem Beutel gestohlen; er beabsichtigte nur, des Töpfers Acker bei Jerusalem zu kaufen und für sich und die anderen Jünger vorteilhaft zu verwerten; und dennoch bestand die letzte Rate des Kaufgeldes in den dreißig Silberlingen, um die er seinen Herrn verriet.

Ihm that das Herz weh bei diesem Gedanken. Wie gerne wollte er alles, was er besaß, verlieren und als blutarmer aber ehrlicher Mann ganz von vorne wieder anfangen! Johanna hatte nicht, wie er, Geschmack am Welttreiben

gefunden; er brauchte also nicht zu fürchten, daß sie ihm mit Vorwürfen entgegentreten würde. Aber wenn er sich durch das Fehlschlagen seines leichtsinnigen Unternehmens jetzt den Ruin zuzog, so stand er in den Augen der Welt nicht länger als ein durch und durch rechtschaffener Mann da. Er hatte für einen ernsten Christen gegolten und würde dem Namen des Herrn Schande machen. Hier zeigte es sich wieder einmal in den Annalen der frommen Schurkerei, daß der, welcher das Geld in Verwahrung hatte, zum Diebe geworden war, daß Judas seinen Herrn um ein paar Silberstücke verkauft hatte.

Peter stand im besten Mannesalter, war kerngesund und hatte einen scharfen, regen Verstand; bis dahin war noch keine Ebbe in dem Strome eingetreten, der ihn unaufhaltsam dem Glücke entgegengetragen. Er hatte sich von unten emporgearbeitet und fast das Ziel seines Strebens erreicht. Und doch konnte heute keinem von den zerlumpten und barfüßigen Bettlern, die im Schatten der Häuser an ihm vorüberschlichen, elender zumute sein als ihm. Er fühlte, daß er ein Verräter an der Sache des Herrn sei, und sah ein, daß er der Weltliebe gestattet hatte, die Liebe zu Gott aus seinem Herzen zu verdrängen.

Endlich wurde er durch den Schlag der nahen Kirchenuhr

aus seinem Nachsinnen aufgeschreckt; es war Mitternacht geworden, und er fürchtete, Johanna würde sich seinetwegen beunruhigen. Er mußte nachhause gehen, wenn auch sein Schwiegervater, der alte Zimmermann vom Lande, dort war, dessen er sich oftmals geschämt hatte. Jetzt wollte es ihm vorkommen, als ob diese Empfindung kaum weniger unwürdig gewesen wäre, wie wenn er sich Jesu Christi, des Zimmermanns aus Galiläa, geschämt hätte. Die Züge und die Gestalt des schlichten, verständigen, zartfühlenden alten Mannes tauchten deutlich vor ihm auf, und dabei traten ihm heiße Thränen in die Augen.

„Ich will zu ihm gehen“, murmelte er, „und ihm alles erzählen. Mag ich ruiniert sein oder nicht, er soll alles hören.“

Als er sich dem Hause näherte, sah er, daß die Vorhänge halb zur Seite gezogen waren, und Johanna, seiner harrend, am Fenster stand. Beim ersten Schall der näherkommenden Schritte verschwand sie und öffnete gleich darauf die Hausthür, um ihn einzulassen. Die Dienstboten waren schlafen gegangen und nur sie nebst ihrem Vater aufgeblieben, seine Rückkehr zu erwarten. Aber wenn es auch spät geworden, loderte doch ein helles Feuer im Kamin, und daneben stand auf einem Tischchen ein einladendes Nachtmahl

für ihn. Die Eleganz der behaglichen Einrichtung fiel ihm heute um so mehr auf, als er während seines kurzen Aufenthaltes in Norwegen fast nur in schlichten Bauernhäusern verkehrt hatte. Waren die Räume, die sie früher in der Vorstadt bewohnt und in denen sie sehr glückliche Jahre verlebt hatten, auch äußerst einfach möbliert gewesen, so mußte er sich doch gestehen, er habe sich dort mehr zuhause gefühlt als hier. Er sank erschöpft auf den am Kamin bereitgehaltenen Lehnstuhl nieder und blickte trüben Auges zu Rüdiger Griesbach hinüber, der ihn freundlich anschaute.

„Vater", hub er mit gebrochener Stimme an, „ich habe dir etwas zu sagen. Setze dich zu mir her, Johanna, und höre, was ich euch zu erzählen habe."

Rüdiger lauschte gesenkten Hauptes und niedergeschlagenen Blickes den Mitteilungen seines Schwiegersohnes, wie er in kurzen, abgerissenen Sätzen berichtete, welches Leichtsinns er sich während der letzten Monate schuldig gemacht habe. Je weiter er in seiner Erzählung kam, um so nichtswürdiger erschien ihm die eigene Handlungsweise, die er nun der Beurteilung seiner Frau und seines Schwiegervaters unterbreitete.

„Ich hielt mich für einen ernsten Christen", stöhnte er, „allein jetzt kommt es mir vor, als ob ich ein Schurke gewesen wäre."

„Bangt dir am meisten davor, daß du dem Namen unseres Herrn Schande machst?“ fragte Rüdiger.

„Ja“, entgegnete Peter, „ich habe immer mit größter Verachtung auf die Männer herabgesehen, die sich dieser Sünde schuldig machten, und habe die Leute oft sagen hören: ‚Da seht nur euere frommen Christen an, die so heilig thun und sich doch kein Gewissen daraus machen, Witwen und Waisen zu berauben!‘ Wenn Gott mir nur diesmal das Unternehmen gelingen läßt, so will ich ihm nicht den zehnten Teil, ich will ihm die Hälfte meines Gewinnes geben. Noch ist das Unglück nicht eingetreten, und wenn die Preise wieder steigen, bin ich aller Sorge überhoben. Ich will dem Herrn gerne die Hälfte dessen geben, was es mir einbringt.“

„Wie kannst du Gott dem Herrn Geld geben?“ fragte der alte Mann sehr bedächtig. „Du redest dir ein, der allmächtige Gott gleiche einem euerer großen Kaufleute in der City, und lege Wert auf Gold und Silber. Aber welchen Wert hat das Geld in seinen Augen, gleichviel, ob du ihm ein Zehntel oder die Hälfte deines Einkommens giebst? Hast du ihm auch den zehnten Teil deiner Zeit, deiner Kraft und deines Denkens geweiht? Er fordert von dir, daß du ihm dein ganzes Herz geben sollst; sage

mir, Peter, hat ihm auch nur der zehnte Teil desselben gehört?“

Peter fand keine Antwort. Er hatte sich bei Feststellung des Bundes, den er mit Gott gemacht, nur verpflichtet, Geld und nichts als Geld zu opfern. Dem Herrn einen Teil seiner Zeit, seiner Körper- und Geisteskräfte zu widmen, war ihm nicht in den Sinn gekommen.

„Wenn ich mir herausnehmen darf, so zu reden“, fuhr Rüdiger im Tone tiefster Ehrfurcht fort, „so möchte ich sagen, hätte Gott uns nur den zehnten Teil von allem gegeben, was er besitzt, wir würden noch arme, blinde und verlorene Geschöpfe sei. Er aber hat aus unendlicher Liebe zu uns auch seines eingeborenen Sohnes nicht verschonet, sondern hat ihn für uns dahingegeben. Und doch glauben gar viele von uns, sie hätten genug für ihn gethan, wenn sie ihm so und so viele Pfund Sterling, Schillinge oder Pfennige in Gestalt von Beiträgen zu milden Zwecken zurückgeben. Ei, es ist nicht einmal redlich gehandelt, wenn wir nur den Zehnten von unserem Gelde opfern.“

„Vater“, rief Peter Clapham erschüttert, „als ich vorhin zu der Überzeugung kam, daß ich nahe daran war, den Herrn zu verraten, da war mir zumute, als müßte ich Judas' Beispiel folgen und mir das Leben nehmen, das mich anwiderte.“

„Das meintest du aber doch nicht im Ernst zu thun?“ schluchzte Johanna.

„So ernst, wie viele andere es meinen, die Hand an sich legen“, versetzte er leise. „Nun aber habe ich mein Herz vor euch ausgeschüttet, und wenn ich es dahin bringen kann, daß auf mein Bekenntnis des Herrn kein Makel fällt, so wollen wir beide getrost der Zukunft entgegensehen, mein liebes Hannchen. Sollte ich auch wieder als Maurer auf einen spärlichen Tagelohn angewiesen sein, wir könnten dennoch ein sehr glückliches Leben führen.“

„Wie viel glücklicher würde ich sein, als ich je hier gewesen“, flüsterte sie, ihn innig umschlingend, „wenn du wieder mehr zuhause wärest.“

„Wenn ich morgen früh mit dem ersten Zuge heimkehre, so kann ich dir in ein oder zwei Tagen 500 Pfund Sterling verschaffen“, sagte Rüdiger; „der gräfliche Gutsverwalter wird mir die Summe sofort auszahlen.“

Es war das Geld, welches er sich durch langjährigen, emsigen Fleiß und eine einfache Lebensweise erspart hatte. Zuweilen war in ihm das Bedenken aufgestiegen, ob es für einen ernsten Christen doch recht sei, von der Überfülle des Reichtums, den Gott ihm gegeben, auf die Seite zu legen; allein sein gesunder, praktischer Sinn hatte ihn davor

bewahrt, die erübrigten Summen in gedankenlosem Austeilen von Almosen oder zur Bestreitung leicht entbehrlicher Genüsse zu vertändeln. Nun hatte er es zur Verfügung, da eine unerwartete Anforderung an ihn herantrat; das Geld, welches der Herr ihm anvertraut, konnte nicht besser verwendet werden, als wenn es dazu diente, den Namen des Herrn vor übler Nachrede zu bewahren. Peter Clapham erhielt es früh genug, um die aus der Armenkasse entliehene Summe zurückzuerstatten, ehe der Krach kam, der ihn und viele andere bankerott machte, und nur der Pfarrer wußte von der Gefahr, die dem Gelde gedroht hatte.

Rüdiger kehrte in seine einsame Wohnung und zu seinem Tagewerk zurück, ohne für das ihm zugefallene Legat eine Verwendung gefunden zu haben. Er hatte sich der Hoffnung hingegeben, ein armes Kind aus dem Pfuhl des Elends in London zu erretten und es unter seiner Obhut auf dem Lande zu erziehen. Der Anblick der Verworfenheit und des Lasters, die er im Herzen der großen Weltstadt mit eigenen Augen gesehen, hatte ihn tief ergriffen und betrübt. Oft, wenn er abends allein im Zimmer saß, legte er sein Buch aus der Hand, weil seine Gedanken nicht bei den Worten weilten, die er las; und während er trüben Auges ins Feuer starrte, tauchten die Straßenscenen vor

ihm auf, an denen er beim Suchen nach seinem Bruder Martin vorübergekommen war. Er sah die schwachbeleuchteten, schlechtgepflasterten, engen Gassen mit den lichtstrahlenden Schenken an allen Straßenecken, und die unsauberen Herbergen, in deren großen Küchen eine Menge bleicher, schmutziger Gestalten kauerten. Es war ein entsetzlicher Abgrund, in den er schaute; fast kam es ihm vor wie die Hölle auf Erden, und in diesem Abgrund war Martin, war auch Martins kleine Enkelin verloren gegangen. So lange sie nicht gerettet worden, konnte auch er den alten Seelenfrieden nicht wiederfinden.

Zehntes Kapitel.

Hannahs Zukunftsträume.

Noch nie waren Hannah die Wintermonate so schnell verstrichen wie in diesem Jahre, da sie mit dem alten Martin Griesbach an der Südküste Englands von einer Stadt zur andern wanderte. Brighton blieb ihr Hauptquartier; allein sie unternahmen auch in der Richtung nach Osten und Westen hübsche Ausflüge, die sie bei hellem Sonnenschein zu Fuß zurücklegten, während sie bei stürmischem Wetter die Eisenbahn benutzten. Von Kälte spürten sie in der Nähe des Meeres nicht so viel wie in London, wo oft ein schneidender Wind durch die Straßen pfiff, und das Einatmen der reinen, frischen Seeluft war für Hannah ein Genuß, dem sie sich mit Wonne hingab. Sie fühlte sich zum erstenmale von der lästigen Tyrannei befreit, die Tatters oder ihresgleichen gegen sie ausgeübt hatten, denn Martin fand bald heraus, daß er und Hannah,

nun sie allein singend durch die Straßen wanderten, fast ebenso viel Geld von gutmütigen Almosenspendern erhielten, als wenn sie im Verein mit einer Frau und einem Säugling eine ganze Familie bildeten; sein Gewinn aber war viel größer. Auch ihm sagte die Gesellschaft der launenhaften Weiber nicht mehr zu, und ein junges, munteres Mädchen wie Hannah, die nie einen Fuß in die Schenke setzen wollte, sondern bereitwillig und ohne zu murren so lange draußen wartete, bis er wieder herauskam, war eine weit angenehmere und weniger kostspielige Gefährtin. Ihre reine, starke Stimme weckte die in ihm schlummernde Liebe zur Musik; er fing an, mehr Sorgfalt auf das Einüben der Melodieen zu verwenden, die er sie lehrte, und zeigte sich nicht abgeneigt, mit ihr in eine oder die andere Kirche zu treten, wo sie dem schönen Chorgesang oder dem ergreifenden Orgelspiel lauschten. Als Knabe hatte Martin zu dem Sängerchor der alten Dorfkirche gehört und bei den Gottesdiensten immer auf der für denselben bestimmten Galerie gesessen, so daß ihn die Psalmen und Hymnen wie Grüße aus der Heimat berührten. Sie führten ihn im Geist zu den Tagen zurück, da seine Mutter noch am Leben war, und Rüdiger beim Singen neben ihm saß, und hin und wieder stahl sich unter seinen entzündeten Augenlidern eine

Thräne hervor, wenn er mit zitternder Stimme in die Worte einfiel: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen!“ Auch Hannah empfand eine seltsame Rührung, wie sie den brausenden Tönen der Orgel lauschte, unter deren mächtigem Schall ihr das Herz erzitterte. Wie deutlich erinnerte sie sich dabei des freundlichen Häuschens auf dem Lande, in dem sie mit ihren Eltern gewohnt, ehe sie vom Großvater in den Straßen von London zum Betteln angehalten wurde.

Da der Winter keine strenge Kälte brachte, so hatten sie in keiner Weise notzuleiden. Der Greis mit dem silberweißen Haar und Bart und den schöngeschnittenen Gesichtszügen, und das freundlich aussehende Mädchen mit den strahlenden Augen, das wie ein Vogel aus voller Kehle sang, lenkten an der belebten Strandpromenade in Brighton die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Es wurden mehrfach Anstrengungen gemacht, sie von ihrem Vagabonden- und Bettlerleben zurückzubringen, doch sobald derartige Bemühungen zu ernstlich betrieben wurden, hielt Martin es für geraten, Brighton auf ein paar Wochen zu verlassen, und sie versuchten ihr Glück an anderen Orten. Einmal wurde ihm eine Unterstützung von zehn Schillingen die Woche angeboten, wenn er sich dazu verstehen wolle, Hannah in eine Waisen-

Anstalt zu schicken; was aber waren zehn Schillinge für einen Mann, der zuweilen an einem Tage so viel einnahm, während er, gemächlich durch die Straßen schlendernd, nichts weiter zu thun brauchte, als ein paar fromme Lieder singen.

Auch Hannah war nicht sehr erbaut von der Aussicht, ihr freies, buntbewegtes Leben aufzugeben und sich dem langen Zuge der Waisenkinder anzuschließen, denen sie zuweilen begegnete, und die sie mitleidig anblickte, wenn sie paarweise die Straßen entlang schritten. Sie schämte sich nicht, Almosen anzunehmen, und liebte die Freiheit; ihre Vorstellung von dem, was Sünde sei, war äußerst kindlich. Sich zu berauschen, erschien ihr keineswegs als Unrecht; sie hielt es nur für eine merkwürdige, ihr selbst unbegreifliche Leidenschaft, der sich die Leute bei zunehmendem Alter hingäben. Wirkliche Sünden waren in ihren Augen das Stehlen, dann aber auch die Grausamkeit, hilflose, kleine Wesen, wie Fritz und Gretchen, halb verhungern zu lassen.

Als indessen ihre Gesichter mit der Zeit bekannter wurden, fielen auch ihre Einnahmen geringer aus, und weder Hannahs jugendfrische Stimme, noch Martins stockender Gesang konnten so viel Mitleid wecken, daß es sich verlohnt hätte, länger dort zu bleiben. Die kleineren Städte boten noch weniger Aussicht auf reichlichen Ertrag; aber wenn

Hannah auch großen Widerwillen zeigte, nach London in ihre elenden Schlupfwinkel zurückzukehren, und die Abreise immer aufs neue hinauszuschieben verstand, so war Martin doch fest entschlossen, wieder dorthin zu gehen. Er fühlte sich wohler als seit Jahren, da die Seeluft ihn gestärkt hatte, und mit der gekräftigten Gesundheit war in ihm das Verlangen nach dem bewegten Leben der großen Stadt erwacht. Außerdem glaubte er ein paar neue Kniffe beim Kartenspiel erlernt zu haben, die er gerne in den alten Herbergen anwenden wollte. Rüdigers Einschreiten brauchte er jetzt nicht mehr zu fürchten; er mußte schon vor Monaten nach Comptondorf zurückgekehrt sein, und wenn inbezug auf Hannah Nachforschungen angestellt worden waren, so hatte man sie nach so langer Frist jedenfalls aufgegeben.

Allein dank Hannahs Bemühungen war es doch gegen Ende des Monats Mai geworden, ehe sie nach London zurückkehrten, und jetzt fanden sie die Straßen nebelfrei und das Pflaster nicht länger schmutzig. Aber der helle Sonnenschein diente nur dazu, Hannah die abschreckende Armut und das Gewirr von düsteren Häuserreihen, zwischen denen sie sich mehr eingeengt fühlte als je, deutlicher zu zeigen. Die Luft war schwül und windstill, und die dicke Atmosphäre schien ihr den Atem zu rauben; hier gab es keine grünen

Hügel, die sie erklimmen konnte, um auf die immer bewegte Meeresfläche zu blicken und sich die wohlthuende Kühle des Seewindes ums Gesicht streichen zu lassen. Wie sie langsam die engen Straßen und schmalen Gassen entlang schritt, um ihr altes Quartier bei der bettlägerigen Greisin aufzusuchen, die sie im November verlassen hatte, da flößten ihr die widerlichen Dünste, die aus den Abzugskanälen aufstiegen, und die ekelhaften Gerüche, die aus den Schenken quollen, ein unbezwingliches Grausen ein. Dies Grausen wurde noch verstärkt, als sie in die Herberge zurückkehrte, wo Martin übernachtete, denn auch sie mußte dort ein Bett mieten, weil sie erfahren hatte, daß ihre alte Freundin gestorben sei.

Die unter liederlichen und schamlosen Weibern verbrachte Nacht reifte in Hannah einen Entschluß, der ihr seit Jahren im Sinne gelegen. Sie war kaum mehr als ein Kind, in ihrem Herzen aber lebten schwache Erinnerungen an eine Zeit, da sie unter lauter guten Leuten gelebt hatte und ihr Großvater sogar ein frommer Mann gewesen war. Ja, wenn er einen oder ein paar Tage nicht unter dem Einfluß des Branntweins stand, so machte er ihr noch immer sehr eindringliche Vorstellungen, sie müsse ein unbescholtenes Mädchen bleiben, weil sie von guter Herkunft sei. Aber wie

sie in dieser Nacht schlaflos auf ihrem harten Bette lag und um sich herum mehr als ein Dutzend Frauenzimmer leichtfertig reden hörte, da sah sie ein, daß es ihr nicht möglich sein würde, unbescholten zu bleiben, wenn sie sich länger unter ihnen aufhielt. Es war ihr, als ob sie die sanfte, traurige Stimme ihrer Mutter vernähme, die ihr, wie sie kurz vor dem Sterben gefleht: „O Gott, nimm meine Hannah in deinen Schutz“, nun zurief, sie müsse sich selbst vor dem Untergange retten.

In den letzten Jahren hatte sie sich dem stolzen Traume hingegeben, sobald sie groß genug wäre, selbständig einen Erwerbszweig zu ergreifen. Sie wünschte sehnlichst in den Besitz einer Drehorgel zu gelangen, sich wie die ausländischen Leierkastenmädchen zu kleiden und mit dem Instrument herumzuwandern, damit sie auf diese Weise ihr Brot, vielleicht sogar ein kleines Vermögen erwerben könne. Einmal hatte sie in Brighton gewagt, nach dem Preise einer alten, verstimmten Drehorgel zu fragen, die den hundertsten Psalm spielte, aber schon die Hälfte ihrer Töne verloren hatte; allein es wurde für dieselbe eine Summe gefordert, die Hannahs Mittel weitaus überstieg, was sie mit größter Niedergeschlagenheit erfüllte. Seit sie allein mit Martin umherzog und sich keine fremde Person mehr in ihrer Be-

gleitung befand, war es ihr gelungen, ein paar Schillinge beiseite zu stecken, und sie, der größeren Sicherheit wegen, in ihren zerlumpten Rock einzunähen, zum Kauf einer Drehorgel aber reichten sie nicht aus.

Während sie über die Schwierigkeiten nachsann, die sich ihrem Vorhaben in den Weg stellten, fiel ihr plötzlich ein, daß sie Gretchen versprochen hatte, eines Tages mit ihr davonzulaufen. Mit Gretchen ließ sich fast ebenso viel Geld verdienen wie mit einer Drehorgel, und wenn sie beide nur erst glücklich aus dem garstigen London hinaus wären, so würden sie bald hinreichend Geld erbettelt haben, sich einen Leierkasten zu kaufen. Der bloße Gedanke entlockte ihr beinahe einen Jubelschrei.

„Großvater“, begann sie am nächsten Morgen, sobald sie der Herberge den Rücken zugewandt hatten, „du warst früher einmal ein sehr guter, frommer Mann.“

„Das ist sehr lange her, Hannah, damals lebtest du noch gar nicht“, entgegnete er lachend und ihr mit einem halbunterdrückten Seufzer in das emporgerichtete hübsche Antlitz blickend.

„O, aber ich entsinne mich dessen noch ganz genau“, fuhr sie eifrig fort, „wir wohnten in einer hübschen Gegend, wo es weit schöner war als selbst in Brighton, und du

warst sehr fromm. Wir gingen jeden Sonntag zur Kirche, du sangst oben auf der Galerie, wo die Orgel stand, und lehrtest mich auch singen. Weißt du das gar nicht mehr, Großvater?"

„Nein", versetzte er barsch.

„Du warst immer sehr gut und fromm, bis du auf einmal ein Bettler wurdest. Was hat dich zum Bettler gemacht?"

„Einesteils die Not, andernteils freie Wahl", erwiderte er, höhnisch lächelnd; „es ist ein sehr bequemes Leben, Hannah."

„Aber Großvater", fuhr sie fort, „Du sagst immer zu mir, ich müsse brav bleiben, weil ich von guter Familie stamme und nicht von solchen Leuten wie Tatters. Wenn ich öfter nachts mit ihnen in einem Zimmer bliebe, würde ich bald so schlecht werden wie die schlechtesten von ihnen."

„Hannah", rief er mit wildem Fluche, „ich würde dich totschlagen, wenn du dich einem schlechten Lebenswandel ergeben wolltest."

„Was könnte ich anderes thun?" versetzte sie, ihm fest ins Auge blickend. „Ich bin jetzt ein großes Mädchen und weder taub, noch blind. Es würde besser sein, wenn ich auf einer Thürstufe schliefe, und wenn ich brav bleiben soll, darf ich nie wieder in dieser Herberge schlafen."

Mittlerweile waren sie in die Nähe einer Schenke gekommen, die Martin vorzugsweise gerne besuchte, und wenn es auch noch früh am Tage war, konnte er der Versuchung, einzutreten, doch nicht widerstehen. Er legte die Hand schwer auf Hannahs Schulter und sagte in tiefem, festem Tone: „Hast du mich recht verstanden? Ich würde dich totschlagen, wenn du liederlich werden solltest.“

Über des Mädchens Züge flog eine dunkle Zornesröte, als er sich umwandte und sie vor der Thür der Schenke allein stehen ließ. Sie hatte ihn an diesem Tage noch nicht verlassen wollen. Aber sie sah, emporblickend, einen langen Streifen blauen Himmels, an dem leichte Wolken entlang glitten, und die Frühlingssonne schien erquicklich auf die rauchgeschwärzten Häuser und schmutzigen Leute, so daß selbst diese Straße ein freundliches Aussehen hatte. Ganz in der Nähe stand ein junges Mädchen, das Veilchen und Primeln verkaufte, und der würzige Duft der Blumen vermischte sich mit den starken Gerüchen, die aus der Schenke drangen. Hannah empfand ein unwiderstehliches Verlangen, in Wald und Feld umherzustreifen; die Erinnerung an ihre glücklich verlebte Jugendzeit wurde übermächtig in ihr. Irgendwie mußte das schöne Haus doch zu finden sein, das ihr wie ein verlorenes Paradies vorkam, aus dem sie hinausgestoßen

worden. Konnte sie ihre unbestimmten Vorstellungen und Erinnerungen auch nicht in Worte kleiden, so wurde doch beim Anblick des blauen Himmels und der duftenden Blumen die Sehnsucht nach dem Lande unbezwinglich groß.

„Ich muß fort“, sprach sie zu sich selbst, „Großvater wird sich später einmal freuen, wenn er erfährt, daß ich auf guten Wegen geblieben bin. Ich muß heimlich von ihm fortlaufen; aber ach! ich kann Gretchen nicht zurücklassen.“

Elftes Kapitel.

Ein Freudenlied im finsteren Kämmerlein.

Der Winter, der für Hannah verhältnismäßig angenehm verstrichen, war für die beiden halbverhungerten Kinder Fritz und Gretchen eine qualvolle Leidenszeit gewesen, die jeder Beschreibung spottet.

„Wer das Elend eines Mannes gesehen, hat nichts gesehen, er sollte das Elend einer Frau anschauen. Wer das Elend einer Frau gesehen, hat nichts gesehen, er sollte das Elend eines Kindes anschauen.“ Dies ist nur zu wahr. Die hilflosen kleinen Wesen litten unaufhörlich an nagendem Hunger und wurden infolge des eingeflößten Branntweins von brennendem Durst geplagt; ihre welken Glieder erstarrten in der Kälte, die abgezehrten Gestalten krümmten sich oft vor Schmerzen, welche durch den völligen Mangel an Pflege hervorgerufen wurden; und dies alles litten sie nur, damit ihre stummen Qualen die sorglosen Gemüter der Be=

wohner der reichsten, christlichen Großstadt unter der Sonne rühren und sie veranlassen sollten, den gemeinen und grausamen Schurken Almosen zu geben, die aus den Leiden ihrer kleinen Kinder ein Gewerbe machen. Gretchen war von Tatters und anderen Bettelweibern in den Straßen herumgetragen worden, wenn der Schnee halbgeschmolzen auf dem Steinpflaster lag und die scharfen Ostwinde mit schneidender Kälte durch die Gassen pfiffen. Zum Glück für sie war sie zu schwach, als daß sie beinahe barfuß durch das eisige Schneewasser hätte schreiten können; allein es gab Hunderte, ja Tausende von älteren Kindern, die unbeschuht straßauf, straßab durch den schlüpfrigen Schmutz waten mußten. Vor den rauhen, durchdringenden Winden aber wurde sie nicht geschützt, und Frau Moos hatte mehrmals, nachdem das Kind seinen Tagelohn verdient, ihre ganze Geschicklichkeit aufzubieten, um den halberloschenen Lebensfunken in der winzigen Gestalt wieder anzufachen.

Fritz war noch schlimmer daran als Gretchen, weil seine Qualzeit erst spät am Abend begann, wenn die Arbeiterbevölkerung des Ostendes ihr Tagewerk vollbracht hatte und Zeit fand, seinen zum Skelett abgemagerten Körper und das kaum noch menschliche Antlitz zu betrachten. Das Kind war nicht so sehr ein menschliches Wesen, als vielmehr ein leben=

des Häuflein Elend, welches sich nicht mit Worten beschreiben läßt.

Er war Gretchens einziger Gefährte, doch sie hatte ihn nie sprechen, wohl aber oft kläglich winseln oder zornig knurren hören, wenn er hungrig und zu schwach gewesen war, nach seinem Stückchen Brot zu haschen und es zu essen. Wirklich gesprochen hatte er nie. In der stockfinsteren Kammer, in der sie eingesperrt gehalten wurden, wenn sie zuhause waren, hatte sie seine Gesichtszüge kaum unterscheiden können, und die rege Phantasie des Kindes malte sich dieselben womöglich noch abschreckender aus, als sie thatsächlich waren. Sie hörte Tatters oft in einer Weise von ihm sprechen, daß ihr schon der Gedanke an ihn Grausen einflößte, und wenn sie in ihrem widerlichen Loch zusammen waren, kroch sie in den Winkel, der sie innerhalb des engen Raumes am weitesten von ihm entfernt hielt.

Ach, und nun war obenein Hannah verschwunden! Das war der größte Kummer in all' ihrem Leid; auf Gretchens dunklen Pfad schien kein Lichtstrahl mehr zu fallen. Gestern, heute und morgen bildeten eine Kette von Jammer und Not, die nie abzureißen, nie zu enden schien. Sie konnte nicht begreifen, was aus ihrer Freundin geworden sein mochte, denn die Botschaft, die Tatters ihr hatte überbringen sollen,

war nicht ausgerichtet worden. Vielleicht war Hannah gestorben, und wenn sie nicht mehr lebte, dann sah es schlimm aus. Es gab sonst niemanden, der nach Frau Moos' Tode mit ihr fortlaufen konnte, denn Gretchen vermochte nicht sich vorzustellen, daß sie, so lange Frau Moos lebte, befreit werden oder auch nur ein weniger trostloses Dasein führen dürfte. Sie war das Eigentum der Frau Moos und blickte mit Zittern und Zagen zu dem großen, schrecklichen Geschöpfe empor, für das sie existierte. Nein, es gab niemand, der sie Frau Moos' Händen entreißen konnte! Tatters und die anderen Frauen, welche Gretchen mieteten, sprachen immer von ihr als von einer Person, die sie nicht zu beleidigen, und gegen die sie nicht ungehorsam zu sein wagten, die aber in ihrem Zorn mehr zu fürchten sei als irgendein anderer Mensch. Erst als Hannah ihr versicherte, daß Frau Moos eines Tages sterben müsse, hatte das Kind angefangen, sich der Hoffnung auf Errettung hinzugeben. Der Tod war noch mächtiger als Frau Moos.

Endlich aber war der Winter vorübergegangen und der sonnige Frühling ins Land gekommen. Hatten die Ostwinde auch noch wenig von ihrer schneidenden Schärfe eingebüßt, so litt Gretchen doch im ganzen weniger als während der strengen Jahreszeit. Die feinen, blauen Adern, die auf der

wachsbleichen Stirne und an den eingefallenen Schläfen durch die Haut schimmerten, und die schwarzen Ringe unter ihren mattblickenden Augen traten nicht mehr so auffallend hervor wie früher; zuweilen sahen ihre Wangen sogar leise gerötet aus, als ob sie Blut und nicht Branntwein in ihren Adern hätte. Auch in der dunklen Kammer war es nicht länger so finster wie im Winter, und der spärliche Lichtschein, der durch die mit kleinen Löchern versehene Zinkfensterscheibe drang, machte den Raum zu einem erträglichen Aufenthaltsorte, wenn sie auch Fritz nun deutlicher sehen konnte.

Es war ein freudenreicher Tag für Gretchen, als sie bei der Heimkehr von einer langen Bettelwanderung unter Tatters Obhut vernahm, wie diese der Frau Moos erzählte, sie habe den alten Martin und Hannah gesehen und wolle sich dem Greise wieder anschließen. Die Nachricht füllte sie mit neuer Lebenshoffnung und ließ ihr armes kleines Herz höher schlagen. Hannah, ihre liebe Hannah lebte und war frisch und gesund nach London zurückgekehrt. Vielleicht konnte sie schon morgen kommen und sie mieten, und dann würde Hannah sie wieder so warm umfassen und tragen, und sie durfte ihr in das liebe Gesicht blicken! Gretchen setzte sich glückselig auf ihren Lumpenhaufen und wandte das hagere Antlitz dem Fenster zu, durch das noch ein matter Licht-

schimmer hereinfiel. Mit leiser, leiser Stimme summte sie, ohne daß Frau Moos es hörte, ein Freudenlied vor sich hin:

„Jesus liebt mich, ja fürwahr,
Ihm gehört der Kinder Schar!
Alle Kleinen
Sind die Seinen,
Ihre Schwäche will er heilen.
Ja, Jesus liebt mich."

„Ob er Fritz wohl ebenso lieb hat wie mich?" fragte Gretchen sich.

Er lag so nahe bei ihr, daß sie ihn fast mit der ausgestreckten Hand berühren konnte, doch sein Gesicht war von ihr abgewandt. Heute hatte er weder gewinselt, noch auch sie angeknurrt, als sie in die Kammer hereingewackelt kam und sich an den Wänden festhielt, um nicht zu fallen. Wie sie sich nun zu ihm hinüberbeugte, bot sich ihr ein wunderbarer Anblick; dicht neben ihm lag eine Brotrinde, die er nicht einmal angenagt hatte. Sie kroch näher zu ihm hinan, riß die Rinde weg und biß so gierig ein Stück davon ab, daß ihre Zähne laut aufeinanderschlugen; Fritz aber rührte sich nicht. Das Dämmerlicht gestattete ihr nur, die nach oben gekehrte Seite seines hohlwangigen, zusammengeschrumpften Gesichts zu sehen. Schlief er so fest, daß er sein Abendessen vergaß? Das hungrige Kind blieb still sitzen und

schmauste ruhig weiter, behielt jedoch den Schläfer fest im Auge, um sich zu wehren, wenn er erwachen und auf sie losspringen sollte. Dann aber streckte sie das Händchen aus und faßte sein Gesicht an; es war so kalt wie der kälteste Wintertag!

Gretchen wußte zur Genüge, was diese Eiseskälte zu bedeuten habe. Sie war nicht tagelang von Bettelweibern herumgetragen worden, ohne aus ihren Gesprächen vieles zu lernen, von dem Kinder im allgemeinen nichts wissen. Auch war sie älter als Fritz, und hatte, wie alle Mädchen, einen früh entwickelten Verstand. Sie rüttelte ihn, rief ihn leise beim Namen und beugte sich so dicht über ihn, daß ihr warmer Atem über sein kaltes Antlitz strich, allein er war nicht aufzuwecken. Fritz war tot.

Sie wagte niemanden zu rufen. Schrecklich, wie es ihr war, die Nacht ganz allein mit des Gefährten Leiche in der dunklen Kammer zu verbringen, schien es ihr doch noch entsetzlicher, der Frau Moos zu sagen, was geschehen sei. Sie kroch so weit wie möglich von ihm fort und kauerte dicht neben der Thür hin, die sie von lebenden Wesen trennte. Über ihre Wangen rollten ein paar Thränen. Was würde Frau Moos thun, wenn sie herausfand, daß sie eins ihrer Kinder verloren hatte? Würde sie Gretchen desto mehr

plagen? Wenn kein anderer kleiner Junge gefunden wurde, der Fritzens Platz einnehmen konnte, würde sie dann so viel leiden müssen, wie er erduldet? Eine unbestimmte Angst bemächtigte sich ihrer; die Befürchtungen, die sie hegte, waren zu entsetzlich, als daß sie sich über Fritzens Tod hätte grämen können.

Die Lust zum Singen war ihr vergangen. Von Zeit zu Zeit rang sich ein unterdrücktes Schluchzen von ihren Lippen; endlich aber schlief sie, von Schrecken und Betrübnis übermannt, ein, und rief in ihren beängstigenden Träumen einmal über das andere: „Hannah, Hannah!“

Zwölftes Kapitel.

Erbarmen.

Als das frühe Tageslicht in die dumpfe Kammer schien, schlug Gretchen die Augen auf und streckte, wie glücklichere Kinder, die in weichen Betten zu einem frohen Tage erwachen, die welken Glieder auf dem harten Lager. Ihre erste Empfindung aber war keine fröhliche; sie dachte an Fritz und wandte mit Grausen und Widerstreben den Kopf zur Seite, um ihren kleinen Leidensgenossen noch einmal anzuschauen. Ein blendender Sonnenstrahl fiel gerade auf des toten Kindes schmales Gesicht. Seine hohlen Wangen zeigten keine Spuren von Thränen, und den schmerzlich verzogenen Lippen entfuhr kein Klagelaut. Im Gegenteil kam es Gretchen vor, als ob sie ein schwaches Lächeln, einen beinahe glücklichen Ausdruck in seinen Zügen wahrnähme. Jedenfalls sah er anders aus als früher, und das kleine Mädchen wünschte sehnlichst, daß er ein Lebenszeichen

von sich geben möchte. Sie kroch dicht an ihn hinan und küßte ihn leise auf die blasse Stirne, aber die Kälte des starren Körpers flößte ihr von neuem solchen Schauder ein, daß sie schnell wieder zurückwich und in ihren Winkel schlüpfte. Mit abgewandtem Haupte erwartete sie nun in qualvoller Seelenangst den Augenblick, da Frau Moos entdecken würde, daß sie in der verflossenen Nacht ihres Eigentums beraubt worden war.

Indessen Stunde auf Stunde verrann, es kam niemand, eins der Kinder zu mieten, und Frau Moos blieb noch länger in Unwissenheit über den Verlust, der sie betroffen. Erst nachdem es zehn Uhr geschlagen, fuhr Gretchen, die auf jedes Geräusch im Nebenzimmer horchte, beim Klange einer wohlbekannten Stimme hastig empor und bemühte sich vergebens, auf den schwachen Füßen bis zur Thürschwelle zu wanken. Es war Hannahs Stimme, und zitternd vor Wonne legte das aufgeregte Kind sein Ohr lauschend an den Fußboden, damit ihr kein Wort von dem entginge, was die Freundin sagte.

„Frau Moos“, hub Hannah an, „wir sind gestern nach London zurückgekommen. Großvater will nichts mehr mit Tatters zu thun haben; aber wir wollen heute betteln gehen und möchten Gretchen mitnehmen; fordern Sie so viel wie

Sie wollen; wir zahlen Ihnen die Summe heute Abend, wenn wir Gretchen zurückbringen."

Des Mädchens Stimme klang sehr dringlich, und Gretchen konnte sich kaum enthalten, ihren Namen zu rufen. Allein sie wußte nur zu wohl, daß alle Hoffnung auf Erlösung schwinden würde, wenn sie es thäte.

„Ihr braucht nie im Leben wieder betteln zu gehen", entgegnete Frau Moos in süßlichem Tone; „ich weiß ein Geheimnis, das euch betrifft, mein liebes Schätzchen, ein großes Geheimnis. In der Grafschaft Shropshire leben reiche Verwandte von euch, die mir eine schöne Summe Geldes geben würden, wenn ich ihnen sagte, wo ihr euch aufhaltet. Gewiß, gewiß, ihr könnt Gretchen heute mitnehmen, und wenn du sie mir abends wiederbringst, dann will ich dir Näheres über deines Großvaters oder deines sogenannten Großvaters Angehörige erzählen. Sie suchen nicht nur ihn, sondern auch dich. Eine Cousine von dir wohnt am andern Ende von London in einem schönen Hause, in dessen Nähe du schon oft gebettelt hast. Wenn ich dich heute Abend wiedersehe, will ich dir das Nähere erzählen."

„Also darf Gretchen mit uns gehen?" fragte Hannah noch dringlicher als vorher.

„Natürlich, und nicht wahr, mein Schätzchen, du denkst

an mich, wenn du erst eine reiche Dame bist?" versetzte Frau Moos.

„Ja, das verspreche ich Ihnen", entgegnete Hannah.

Schon nach wenigen Minuten lag Gretchen in Hannahs Armen und wurde von ihr in die sonnige Straße getragen. Das Kind umklammerte den Hals der Freundin, konnte aber vor Schluchzen nicht sprechen, und auch Hannah schien nicht aufgelegt zum Redeu. Sobald sie in die nächstgelegene Straße eingebogen, fing sie an zu laufen, als ob sie verfolgt würde, und hielt nicht eher inne, bis sie zum Rasten genötigt ward. Sie schöpfte tief Atem, richtete Gretchens Kopf in die Höhe und küßte sie innig auf Mund und Wangen.

„Rate einmal, was ich thue, Gretelchen", sagte sie.

„Du willst betteln gehen, Hanni", versetzte das Kind.

„Nein, nein", rief Hannah unter halb ängstlichem Lachen, „ich laufe davon."

„Aber Frau Moos ist ja noch nicht tot", warf Gretchen ein.

„O nein", entgegnete sie, „aber ich kann nicht länger warten und laufe mit dir davon. Wir beide wollen auf eigene Hand unser Glück versuchen und reich und gut werden. Wenn ich mit dir betteln gehe, Gretchen, werden die

Leute mir eine Menge Geld geben, vielleicht ebenso viel, als wenn ich mit einer Drehorgel umherzöge, und du sollst nun niemals wieder Hunger leiden."

„Aber die reichen Leute werden uns nicht so viel Geld geben, wenn ich nicht halb verhungert und krank aussehe", gab Gretchen zu bedenken. „Du darfst mich nicht zu viel essen lassen."

„Nein, nicht zu viel", entgegnete Hannah ernsthaft, „aber ich selbst kann das Hungerleiden nicht ertragen und könnte es nicht übers Herz bringen, dich darben zu lassen. Ich will uns jetzt gleich ein paar Semmeln kaufen."

Sie setzten sich auf die von einem Eisengitter überragte Mauereinfassung eines alten Kirchhofs nieder, um ihr Frühstück zu verzehren. Hinter ihnen erhoben sich hohe Grabsteine, die weder moosbewachsen noch altersgrau aussahen, sondern vom Rauch und Ruß der Fabrikschlote geschwärzt worden waren. Aus einer Nische über der Kirchenthür schaute die halb verwitterte Statue eines Kindes auf sie herab, und das ausdruckslose Antlitz rief in Gretchen, die sich bisher ganz der Wonne des Zusammenseins mit Hannah hingegeben hatte, die trübe Erinnerung an Fritzens kleinen Leichnam wach, der nun ganz verlassen in der dunklen Kammer lag.

„Hanni“, flüsterte sie, „Fritz ist tot.“

„Tot“, wiederholte Hannah. „Nein!“

„Mausetot“, versetzte Gretchen, die Tatters und ihresgleichen viel über Tod und Sterben hatte sprechen hören. „Ich habe gestern Abend seine Brotrinde aufgegessen und er hat sich nicht gerührt, und ich habe ihm heute Morgen einen Kuß gegeben und er hat sich wieder nicht gerührt. Er ist ganz gewiß tot. Was wird Frau Moos nun thun, Hanni?“

„Ich weiß nicht“, erwiderte, von Entsetzen gepackt, Hannah; „wie wird sie wüten, wenn sie es entdeckt und obenein merkt, daß wir davongelaufen sind! O, ich wollte, wir wären erst glücklich aus London hinaus!“

Sie sprang auf und eilte beflügelten Schrittes mit Gretchen von dannen; durch ihren Kopf jagten angstvolle Gedanken; hing doch alles davon ab, ob sie ihres Großvaters und der Frau Moos' Händen entrännen. Wie könnte sie zugeben, daß Gretchen nicht nur aufs jämmerlichste darben, sondern auch mißhandelt werden sollte? Wenn sie Fritz gesehen, so hatte ihr jedesmal das Herz geblutet, aber sie weigerte sich stets ganz entschieden, mit ihm betteln zu gehen, mochte Tatters auch noch so viele Einwendungen erheben. Als sie sich das Bild des toten Kindes zurückrief, rannen ihr ein paar heiße Thränen über die Wangen. „Armes

Fritzchen!“ seufzte sie. Aber nun durfte sie ihren Plan keinenfalls aufgeben, sie durfte nicht zurückkehren und mußte Sorge tragen, daß niemand sie aufspüren und heimbringen könne, sonst würde Gretchen ganz und gar verloren sein und ihm bald ins Grab folgen. Hannah war überzeugt, daß Jesus den armen Fritz nicht lieb gehabt habe, oder daß die Leute, denen er aufgetragen für ihn zu sorgen, dies vollständig vergessen hätten. Vielleicht aber hatte er sie und Gretchen lieb genug, um ihnen beizustehen, daß sie unangefochten aufs Land hinauskämen, wo sie ohne Zweifel gute Leute treffen würden, die ihnen viel Geld gäben.

Plötzlich fiel ihr ein, was Frau Moos ihr vor ein paar Stunden anvertraut: „In Shropshire leben reiche Verwandte von euch, die mir eine hübsche Summe Geldes geben würden, wenn ich ihnen sagte, wo ihr euch aufhaltet.“ Sie ahnte nicht, wo Shropshire liegen, noch auch, wie weit es entfernt sein mochte. Aber als sie schnell die Straßen entlang schritt, kam sie an einer Eisenbahnstation vorüber und blieb einen Augenblick sinnend vor derselben stehen. Dann schlüpfte sie in einen entlegenen Winkel des Bahnhofes, setzte Gretchen auf den Boden und holte, sich mit dem Gesicht der Mauer zuwendend, die wenigen Schillinge hervor, die sie der Sicherheit wegen in ihren zerlumpten Rock eingenäht hatte.

„Bitte“, wandte sie sich hierauf an einen müßig dastehenden Kofferträger, „ich möchte nach Shropshire fahren.“

„Dies ist nicht der rechte Bahnhof“, entgegnete er, „du mußt nach Paddington gehen. Es ist eine gute Viertelstunde Wegs von hier.“

Hannah nahm Gretchen wieder auf den Arm und setzte ihre Wanderung fort. Sie erreichten den Bahnhof zu einer Zeit, da wenig Personenverkehr stattfand, und ihr ernstes, besorgt dreinschauendes Gesicht, sowie das kranke Aussehen des Kindes in ihren Armen lenkten die Aufmerksamkeit eines freundlichen Bahnbediensteten auf die beiden kleinen Gestalten.

„Nach welcher Stadt in Shropshire willst du, mein liebes Mädchen?“ fragte er. „Nach Shrewsbury?“

„Ja“, versetzte Hannah, „ich möchte so weit fahren, als ich für meine sieben Schillinge kommen kann. Ich bin immer für den halben Preis gefahren, und meine kleine Schwester ist um nichts schwerer als ein Säugling. Heben Sie sie nur einmal auf, sie kann ja ohnehin nicht allein sitzen.“

Der Bahnbedienstete nahm Gretchen auf den Arm, und über sein wettergebräuntes Gesicht flog ein Ausdruck von Überraschung und Mitleid.

„Gott steh mir bei“, rief er aus, „sie ist so leicht wie eine Feder.“

„Wollen Sie mich nicht für den halben Preis und Gretchen umsonst fahren lassen?“ bat Hannah beweglich. „Ich bin an meinem letzten Geburtstage zwölf Jahre alt geworden, und Gretchen sitzt auf meinem Schoß. Aber wenn es gar nicht geht, so lassen Sie mich, bitte, so weit fahren, wie ich für sieben Schillinge kommen kann; ich werde dann zu Fuß weiter gehen. Ich habe außer diesem Geld keinen Pfennig mehr.“

„Und wohin willst du gehen, wenn du nach Shrewsbury kommst?“ fragte er, Gretchen noch auf dem Arm behaltend.

„O, wir haben dort Verwandte“. versetzte Hannah, „und wenn ich erst da bin, finde ich mich leicht zurecht. Ich bin gewöhnt, mich durchzuschlagen; Sie brauchen sich also keine Sorge um mich zu machen. Ist es so weit entfernt wie Brighton?“

„Es ist mehr als zweimal so weit“, belehrte er sie.

„Und reisen ebenso viele Leute dorthin?“ fuhr sie fort.

„Nicht zum vierten Teile so viele“, entgegnete er.

„Dann ist es jedenfalls Shrewsbury, wohin ich fahren muß“, versetzte sie mit Entschiedenheit, „und ich möchte so

bald als möglich hinkommen. Könnten Sie uns nicht ganz bis dahin mitnehmen?"

„Bist du ganz gewiß, daß du deinen Weg von dort aus findest?" fragte er noch einmal.

„So gewiß, als ich lebe", erwiderte Hannah mit Nachdruck. „Wenn ich den Namen des Ortes auch nicht nennen kann, so finde ich doch den Weg dahin, und meine Verwandten werden sich sehr freuen, mich zu sehen."

„Nun, so komm mit mir", sagte er, und führte sie zur Billetausgabe.

Dreizehntes Kapitel.

Die alte Heimat.

Als Hannah endlich mit Gretchen auf dem Schoß wohlverwahrt in einem Waggon dritter Klasse saß und beim Dahinbrausen des Zuges Felder und Hecken schnell an sich vorübergleiten sah, da war ihr zumute, wie wenn sie träume. Der Bahnbedienstete hatte ihr außer den wenigen Pfennigen, die sie beim Lösen ihrer halben Fahrkarte herausbekommen, einen Schilling gegeben und dem Kondukteur aufgetragen, die kleinen Reisenden unter seinen Schutz zu nehmen. Jetzt hegte sie nur noch die eine Befürchtung, daß man ihnen zu viele Aufmerksamkeit zuwenden und sie beim Aussteigen in Shrewsbury ausfragen und zurückhalten könnte. Sie wußte sehr genau, welche Bedeutung die Armenpfleger und Werkhäuser haben und hielt dieselben für kaum etwas Besseres als Kerkermeister und Gefängnisse. Unter den Reisegefährten befand sich eine gutmütige Frau, die Gretchen allerlei Lecker-

bissen schenkte, und wenn das Kind auch besorgt gewesen war, zu viel zu essen, so erwies die Versuchung sich doch zu groß, als daß sie ihr hätte widerstehen können. Endlich sank sie in einen festen Schlaf, und auch Hannah schloß, sich seligen Träumereien hingebend, die Augen, während sie sich ausmalte, wie sie mit der Zeit in den Besitz einer Drehorgel, möglicherweise auch eines Affen gelangen dürfte, und wie sie dann mit Gretchen im Lande herumziehen und sich so lange mit Geld überschütten lassen wollte, bis sie beide ganz reich wären.

Es war beinahe neun Uhr geworden, als der Zug, der eine halbe Stunde Verspätung gehabt, in Shrewsbury hielt, und da es für den Kondukteur viel zu thun gab, so dachte er erst kurz vor der Weiterfahrt an seine kleinen Schutzbefohlenen. Hannah aber hatte nicht auf seinen Beistand oder seine Fürsorge gewartet, sondern war nur zu froh gewesen, unbeachtet vom Bahnhof wegzuschlüpfen und in die ihr ganz unbekannte Stadt eilen zu können. Die Sonne war bereits untergegangen, allein der wolkenlose Himmel verbreitete ein langanhaltendes Dämmerlicht, und da obenein der Maiabend ungewöhnlich warm war, so fühlte Hannah, die des Sitzens im Waggon herzlich überdrüssig geworden, durchaus kein Verlangen, gleich in eine Herberge einzukehren.

Sie wanderte die hügeligen Straßen hinauf und hinunter und blieb endlich vor einem in öffentliche Anlagen führenden Thore stehen, hinter dem sich lange Lindenalleen nach verschiedenen Seiten ausdehnten. Die schönen, alten Bäume streckten ihre Äste so weit über den Weg, daß sie einander berührten und hochgewölbte Laubgänge bildeten, und in den zarten Blättern flüsterte es leise, wenn der sanfte Hauch des Abendwindes sie bewegte. Hannah hatte sich bei dem Leben, das sie an des Großvaters Seite geführt, daran gewöhnt, so lange im Freien zu verweilen, als es draußen hell und die Luft warm blieb. Der Gedanke, in einer dumpfen Herberge zu übernachten, erfüllte sie mit unbestimmtem Grauen; hier dagegen war es so still, so einladend zum Rasten, in der friedlichen Ruhe ringsumher lag etwas, was sie an die grünen Hügel bei Brighton erinnerte. Sie schlenderte die mittlere Allee hinunter und setzte sich, als sie an einen nicht sehr breiten, schnellströmenden Fluß kam, auf eine am Ufer stehende Bank nieder. Von den Anstrengungen des Tages ermüdet, fielen ihr beinahe die Augen zu, doch wurde sie der wenigen Böte gewahr, die in längeren Zwischenräumen vorüberglitten. Zuweilen glaubte sie in die schwüle Luft der Herbergsschlafstube zurückversetzt zu sein und die frechen Zimmergenossinnen der vergangenen Nacht reden

zu hören; dann fuhr sie, von Entsetzen gepackt, aus ihrer Schlaftrunkenheit empor, drückte Gretchen um so fester an sich und überließ sich beruhigt der wohlthuenden Empfindung, daß die reine, frische Luft und das leise Rauschen des Wassers die schlimmen Eindrücke verwische.

„Ich hätte unter ihnen nicht gut bleiben können“, murmelte sie halb im Schlafe, „wie sehr Großvater mich auch geschlagen.“

Endlich wurde es so finster, daß sie sich aufraffen und in die Stadt zurückkehren wollte, um eine Unterkunft für die Nacht zu suchen, als plötzlich ihr Blick auf einen Fischer gelenkt wurde, der, wie es schien, in einem großen, runden Fasse den Fluß heraufgerudert kam.

Aber wie war ihr — hatte sie denn nicht schon früher solch Fahrzeug gesehen? Sie blieb wie gebannt stehen und schaute unverwandt auf den Mann, während sie sich klar zu machen suchte, woher ihr das Bild bekannt vorkomme. Dann schritt sie in gleicher Richtung mit dem Nachen am Ufer entlang, bis der Fischer in kurzer Entfernung von ihr ans Land stieg und sein mit Wachstuch überzogenes Korbboot an einen Pfosten band.

Sie war ihm so weit gefolgt, daß sie die Anlagen hinter sich zurückgelassen hatte und nun kaum wußte, welchen

Weg sie einzuschlagen hatte. Von den Kirchtürmen der Stadt schlug es elf Uhr; es klang so laut durch die stille Nachtluft! Warum sollte sie überhaupt zurückgehen und sich in das dumpfe Zimmer einer überfüllten Herberge einquartieren?

Nach kurzer Überlegung beschloß sie zu warten, bis ihr der Fischer aus den Augen entschwunden und der Schall seiner Fußtritte verhallt sein würde; dann schlich sie, vorsichtig umherspähend, zum Wasser hinunter, und zog das Korbboot so nahe ans Ufer, daß sie, mit Gretchen auf dem Arme, hineinspringen konnte. Das ins Schaukeln geratene leichte Fahrzeug hob und senkte sich zwischen den Binsen, allein die schwankende Bewegung flößte ihr keine Furcht ein. Zu ihrer Freude entdeckte sie am Boden eine alte Lederdecke, unter der sie mit ihrer kleinen Gefährtin Schutz gegen die kühle Nachtluft suchte, und als sie sich eine behagliche Lagerstätte zurecht gemacht, auch erleichtert aufatmend ein kurzes Gebet vor sich hin gemurmelt hatte, schloß sie die müden Augen, und bald waren beide Kinder, von der schnell fließenden Strömung eingewiegt, in tiefen Schlaf gesunken.

Früh am folgenden Morgen erwachte Hannah, stieß die Lederdecke zurück und blickte, sich in dem schaukelnden Korbboot aufrichtend, staunend umher. Auch Gretchen wurde

munter und sah, an der Freundin Halse hängend, verwundert, doch mit kindischem Entzücken auf ihre Umgebung. Wo war das schmutzige Loch, wo das trübe Dämmerlicht, die ihr jeden Morgen, wenn sie vom kurzen Schlummer erwacht, das alte Elend ins Gedächtnis riefen? Noch war die Sonne nicht aufgegangen, aber am östlichen Himmel stiegen leichte, goldene Wolken empor. In den Zweigen der Bäume, aus dem Schilf und in der Wiese am jenseitigen Ufer ertönte schlaftrunken das Gezwitscher der Vögel, die einander zuriefen und sich gegenseitig zum fröhlichen Genusse eines neuen Tages ermunterten, und die jungen, glänzenden Blätter der Linden bewegten sich hin und her, als könnten sie vor lauter Wonne nicht ruhig sitzen bleiben. Alle Binsen längs des Ufers neigten sich sanft von einer Seite zur andern, wie wenn auch sie vom Schlaf erwacht wären, und da es für sie keine Arbeit gab, nun wieder zu spielen anfingen. Hier spürte man nichts von dem Lärm, den man tagaus, tagein in den Straßen von London hörte; man vernahm kein Geschrei, keine Rufe, keine Flüche! Die Kinder selbst blieben sprachlos vor Entzücken, bis der erste Schimmer des goldenen Sonnenballes über dem Horizont auftauchte, und eine Lerche, die auf dies Zeichen gewartet zu haben schien, hoch in die Luft emporsteigend ihr jubelndes Morgenlied anstimmte.

Gretchen brach in Freudenthränen aus. „Sind wir im Himmel, Hanni?“ schluchzte sie.

„Nein“, entgegnete Hannah leise, „wenn wir im Himmel wären, so würden wir meine Mutter und Jesum sehen; aber es ist beinahe wie im Himmel, Gretchen.“

Indessen es war in Wirklichkeit so weit vom Himmel entfernt, daß Hannah beim ersten Tone einer menschlichen Stimme, die sich pfeifend hören ließ, das Boot ans Ufer trieb, und, nachdem sie hinausgesprungen, auch Gretchen heraushob. Sie hatten ihr Versteck gerade noch zur rechten Zeit verlassen, denn es dauerte keine Minute, so kam der Eigentümer des kleinen Fahrzeugs dahergeschritten und stieg, nachdem er die Kinder mißtrauisch angesehen, auch sorgfältig unter die alte Lederdecke geblickt hatte, in das Boot und ruderte langsam stromabwärts. Sie schauten ihm nach, bis er ihren Blicken entschwunden war, nun aber spürte Hannah, daß sie hungrig sei.

Als sie die Stadt erreichten, fing es in den Straßen an, lebendig zu werden. Man sah Arbeitsleute zu ihrem Tagewerk schreiten; Knechte und Mägde waren damit beschäftigt, die Hausthüren zu öffnen und Läden herabzunehmen. Die beiden Kinder erregten mehr Aufsehen, als es in größeren Städten oder bei regerem Straßenverkehr der

Fall gewesen sein würde, und Hannah ward unruhig, als man sie auf ihre Bitten um ein Stückchen Brot mit einer Menge Fragen behelligte.

„Das Betteln ist ein undankbares Geschäft, mein Kind", sagte ein wohlmeinender Handwerker zu ihr, „und führt am Ende zu weit schlimmeren Dingen. Sieh dich nach Arbeit um; ein Mädchen wie du findet überall etwas zu thun. Suche dir einen leichten Dienst."

„Würde ich mein Gretchen mitnehmen können?" fragte Hannah lebhaft.

„Hm, nein", entgegnete er, „das wäre zu viel verlangt; du selbst bist noch eine sehr schwache Hilfe. Aber die Gemeinde sorgt für so kleine Kinder."

„Ich könnte mich nie von Gretchen trennen", versetzte Hannah.

„Nun, ich warne dich", erwiderte er; „unsere Polizei und die Herren vom Magistrat verfahren sehr strenge mit den Bettlern. Wenn sie dich beim Betteln ertappen sollten, so werden sie dich auf fünf Jahre in eine Besserungsanstalt schicken."

Dieser Warnung zufolge suchte Hannah so schnell als möglich der grausamen Stadt den Rücken zuzuwenden; aber welchen Weg sollte sie einschlagen? Indessen, sie war in

Shropshire und hielt es für das Beste, in der Grafschaft umherzuwandern, bis sie die reichen Verwandten gefunden haben würde, die solch Verlangen trugen, sie zu sehen. Trübe gestimmt lenkte sie ihre Schritte zu dem Flusse zurück, und verlor, seinem Laufe folgend, bald die Stadt und die vor den Thoren liegenden Häuser aus den Augen, während der herrliche Tag und Gretchens Glückseligkeit sie bald wieder erheiterten. Sie hatte, nachdem sie etwas Brot gekauft, noch einen Schilling übrig behalten, damit glaubte sie einen oder zwei Tage auszukommen und zählte, nun sie auf dem Lande und so weit von London entfernt war, mit Sicherheit darauf, guten, frommen Leuten zu begegnen, die sich ihrer annehmen würden.

Sie kamen nicht so schnell vorwärts, wie sie erwartet, obgleich sie außer Gretchen keine Last zu tragen hatte. Die Gegend war wunderschön, doch ach, auch sehr einsam; es kam nicht selten vor, daß sie stundenlang wanderten, ohne andere Menschen zu sehen als einen im Felde arbeitenden Ackerknecht oder einen Hirten, der seine Schafe hütete oder die Vögel von der jungen Saat verscheuchte. Wenn sie durch ein Dorf kamen, so richteten die Bewohner allerhand verfängliche Fragen an sie und behielten sie scharf im Auge, bis sie sich wieder auf den Weg machten; auch gaben sie

ihnen mehr trockene Brotrinden als Pfennige. Wo blieb nun das Glück, das Gretchen in London immer gehabt hatte? Freilich verlor das Kind sein bleiches, elendes Aussehen, und doch war es noch so klein und mager, daß Hannah selten die Arme vom Tragen weh thaten. Diese Wanderung durchs Land war in der That nicht der Weg, der zum Glück oder auch nur zum Ankauf einer Drehorgel führte; wäre ihnen nicht von den Bauern erlaubt worden, in den Schuppen oder auf den Heuböden zu schlafen, sie würden nachts kein Obdach gehabt haben.

Hannah verriet ihrem kleinen Schützling mit keiner Silbe, wie bitter sie sich in ihren Erwartungen getäuscht sähe, war sie sich doch zu klar bewußt, daß Gretchen nicht länger ein Glückskind sei. Zuweilen flog ihr der grausame Gedanke durch den Sinn, das kleine Geschöpf müsse in halbverhungertem Zustande erhalten werden, wenn es der Leute Mitleid wecken solle. Wie aber konnte sie es übers Herz bringen, den Trunk Milch zurückzuweisen, der ihnen an den Thüren der Bauernhäuser gereicht wurde und den Gretchen so begierig hinunterschluckte, als ob ihren durstigen Lippen das Wasser des Lebens geboten würde? Das Kind war nicht imstande, auf das labende Getränk zu verzichten und dachte nicht mehr daran, daß es für ihr Fortkommen nötig sei,

halbverhungert auszusehen. Die bessere Nahrung und der Aufenthalt in der frischen Luft kräftigten und stärkten sie, und mehr noch als dies übten die Gemütsruhe und das Glücksgefühl, das sie beseelte, eine höchst wohlthätige Wirkung auf sie aus. Ihr ganzes Leid war plötzlich von ihr genommen; die entsetzliche Vergangenheit mit dem armen toten Fritzchen und der schrecklichen Frau Moos schwanden aus ihrer Erinnerung. Sie kam weder bei Tag noch bei Nacht von Hannahs Seite, schmiegte sich entweder in ihre Arme oder schritt, sich an ihrer Hand haltend, kurze Strecken einher, denn sie fing nun ordentlich zu gehen an und fühlte sich überaus glücklich.

Sie waren so lange umhergewandert, daß Hannah nicht einmal wußte, wie viele Tage sie unterwegs gewesen; allein noch immer schienen sie ihrem Ziele nicht näher gekommen, und die guten, frommen Leute, die ihnen begegnet waren, hatten ihnen bereitwilligst gute Ratschläge, doch kein Geld gegeben und keinen Beistand geleistet.

Hannahs Stimmung wurde sehr niedergeschlagen; sie fühlte sich ermüdet und von Sorgen bedrückt. Daß sie noch in der Grafschaft Shropshire waren, wußte sie, denn sie zog in jedem Dorfe, durch das sie kamen, genaue Erkundigungen hierüber ein, und irgendwo in Shropshire mußten

ja die reichen Leute leben, die eine hübsche Summe Geldes ausgeben würden, wenn sie ihren Aufenthalt erführen. Nun aber fing sie an zu überlegen, wie sie dieselben ausfindig machen sollte oder woran sie von ihnen erkannt werden dürfte. Wie leicht konnte sie ihnen schon begegnet sein und mit ihnen gesprochen haben, ohne zu ahnen, daß es die Angehörigen wären! Sie wußte nicht mit Bestimmtheit, wie ihr Familienname laute, denn als sie einmal auf Befragen geantwortet, sie heiße Hannah Griesbrei, da waren die Leute in ein schallendes Gelächter ausgebrochen. Und doch hatten Frau Moos und Tatters, die alte Puppenliese und alle anderen Bekannten ihren Großvater immer Martin Griesbrei angeredet.

Wenn sie auch von Zeit zu Zeit die Nähe des Flusses gemieden, zog es sie doch instinktmäßig immer zu den Ufern zurück, so daß sie bald wieder seinem Laufe folgte. An einem Nachmittage kam sie zu einer über den Fluß führenden Brücke und schlug, als sie das andere Ufer erreicht, einen hübschen Weg ein, der sich durch die waldige Gegend vor ihr hinschlängelte. Hier und da erhoben sich die Klippen eines uralten Gestades, das, jetzt mitten im Lande liegend, von fruchtbarer Erde bedeckt und vom Fuß bis zum Gipfel mit üppigen Bäumen bestanden war, aus dem aber vereinzelt

nackte, rote Felsen mit schroffen Abhängen hervorragten. Als sie auf einem dieser Felsen einer Gruppe hoher Tannen ansichtig wurde, blieb sie stehen und schaute nachdenklich zu den bronzefarbigen Stämmen und dunklen Zweigen empor, die sich scharf gegen den blauen Himmel abhoben.

Ihr Herz fing plötzlich heftig zu klopfen an, und es legte sich ihr wie ein Flor vor die Augen. Diese Bäume schienen für sie eine Bedeutung zu haben, die sie noch an keinen anderen wahrgenommen. Die dunklen Zweige, die sich so gebieterisch hoben und senkten, winkten ihr, wie wenn sie wüßten, wer sie wäre und nach ihr ausgesehen hätten. Über ihrem Haupte flog eine große Schar Saatkrähen hin; ihr Krächzen klang so wohlbekannt, daß es Hannah war, als ob die langgesuchte Heimat ganz in der Nähe sein müsse. Jetzt kamen sie zu einem Zauntritt in der längs des Weges gezogenen Hecke; das junge Mädchen kletterte träumerisch hinüber, sie glaubte sich in längstvergangene Zeiten zurückversetzt, und schritt auf einem schmalen, grasbewachsenen Pfade durch mehrere kleine Felder, bis sie vor einer von schönen Eichen begrenzten Lichtung stehen blieb.

„Gretchen“, flüsterte Hannah, als fürchte sie, bei einem lauten Tone möchte die ganze Gegend verschwinden, „hinter jenen Bäumen liegt unser Haus!“

Sie wagte fast nicht weiterzugehen, beschlich sie doch die Angst, hinter den Bäumen nichts zu finden. Vor ihr lag, kaum erkennbar, ein wenig benutzter Weg, den sie, zwischen Furcht und Hoffnung hin und her geschleudert, langsam mit zitternden Knieen und scharf umherspähenden Blicken entlang schritt. Als sie jedoch aus dem kleinen Gehölz heraustrat, jauchzte sie laut auf.

„Da ist unsere Heimat", rief sie, „das ist Großvaters Haus!"

Vierzehntes Kapitel.

Er konnte es ihm nicht verzeihen.

Rüdiger Griesbachs Häuschen war ein malerisch aussehendes Gebäude mit tief herabhängendem Giebeldach, dessen spitz auslaufendes Eichengebälk durch die Zeit geschwärzt erschien und unter dessen breiten Dachrinnen die Schwalben viele Nester gebaut hatten. Die niederen, dreiteiligen Fenster waren mit kleinen, bleigefaßten Scheiben versehen, und die Hausthür hatte zum Schutz gegen Wind und Wetter einen mit Bänken ausgestatteten Vorbau erhalten. Hannah klinkte die kleine Gartenpforte auf und schritt zaudernd den schmalen Steig entlang.

Alle Gegenstände, auf die ihr Auge fiel, riefen eine Erinnerung an fast vergessene Tage wach, und von Zeit zu Zeit blieb sie, strahlenden Auges umherblickend, wie gebannt stehen. Als sie ins Haus treten wollte, fand sie, daß die Eingangsthür verschlossen war; allein sie trug Gretchen an

das breite Fenster hinan und schaute mit ihr in die Wohnstube hinein. Es war ein großer, behaglicher Raum; die alte Uhr, die sie schon als Kind hatte ticken hören, stand noch in derselben Ecke, und des Großvaters Lehnstuhl befand sich am altgewohnten Platze neben dem Kamin. Hannahs Herz fing vor Freude laut zu pochen an, als sie über dem Kamin das Bild einer Frau erkannte und sich plötzlich erinnerte, wie ihre Mutter sie zu demselben emporgehoben, damit sie es ansehen und ehrerbietig mit der Hand berühren möchte.

„Das ist Jesus, da er noch ein ganz kleines Kind war“, flüsterte Hannah tiefaufatmend. Sie konnte nicht viel sprechen, doch sie schloß Gretchen mit einer Innigkeit in die Arme, als ob sich in ihrem hochklopfenden Herzen etwas wie Mutterliebe rege,

„Gretchen“, hub sie nach kurzem, seligem Schweigen an, „dort um die Ecke herum ist ein ganz kleiner Garten, der früher mir gehört hat. Wir wollen hingehen und sehen, ob er noch da ist.“

Er war allerdings noch vorhanden und sorgfältig in Ordnung gehalten worden. In Hannahs Augen schimmerten Freudenthränen, als sie das kleine viereckige, mit altmodischen Blumen bepflanzte Beet in der Buxbaumeinfassung betrachtete.

„Ich kann nicht begreifen, warum Großvater dies alles aufgegeben“, rief sie, „und sich in London aufs Betteln verlegt hat. Ist es hier nicht wunderschön, Gretchen?“

„Wie im Himmel“, entgegnete das Kind.

Aber die Seligkeit, die Hannah empfand, war zu groß, als daß sie sich hätte ruhig verhalten können. In ihrem Geiste tauchte eine Erinnerung nach der andern auf, und sie wünschte sich Gewißheit zu verschaffen, ob sie sich nicht geirrt habe. Ihre Schritte zu der Gartenpforte zurücklenkend, überschaute sie die grüne Lichtung, die sich vor dem Häuschen ausdehnte und in der einzelne kleine Baumgruppen lange Schatten auf den weichen Rasen warfen. Im Westen stand am Saume der Waldwiese ein Rudel Hirsche, die, wie sich deutlich gegen den blaßgelben Abendhimmel erkennen ließ, stolz den Kopf mit dem langen Geweih aufwarfen — wie oft hatte sie dieselben beobachtet! Und nun wandte sie sich instinktmäßig vom Sonnenuntergange ab und blickte spähend den wenig betretenen Fußpfad entlang, der in das nahegelegene Gehölz führte. Ein hochgewachsener, alter Mann mit grauem Haar und leicht gebeugter Haltung kam, in tiefe Gedanken versunken, gesenkten Hauptes dahergeschritten.

Hannahs Erstaunen war so groß, daß sie Gretchen auf den Boden gleiten ließ.

„Ei“, rief sie, „das ist ja mein rechter Großvater!“

Mit wildem, schrillem Jubelgeschrei, das die Hirsche aus ihrer Ruhe aufscheuchte und dem alten Rüdiger Griesbach in den Ohren gellte, lief Hannah ihm entgegen und warf sich freudeschluchzend an seine Brust, schmiegte sich aber so fest an ihn, daß er ihr Gesicht im ersten Augenblick nicht sehen konnte.

„Ich bin dein Hannchen“, keuchte sie, „dein kleines Mädchen, und du bist mein rechter Großvater! Nun habe ich endlich die Heimat wiedergefunden.“

Rüdiger drückte das fremde, zerlumpte Mädchen an sein Herz, wenn er auch verwirrt auf sie niederblickte. Er hatte nur zwei Enkelkinder gehabt: Johannas kleinen Knaben, der auf dem Kirchhofe in Comptondorf begraben lag, und Elisens Kind, sein Hannchen, das vor sechs Jahren in London beim Ausbruch einer Typhus-Epidemie samt seinen Eltern von der schlimmen Krankheit hingerafft worden war. Sie ruhten alle mit einander in gemeinsamer Gruft auf einem Londoner Friedhofe, und er hatte ihnen einen Grabstein setzen lassen. Doch wenn Hannah nicht gestorben wäre, so würde sie ungefähr in dem Alter dieses Bettelkindes gewesen sein.

„Ich habe einen andern Großvater gehabt“, sagte sie,

den Kopf emporrichtend, aber seinen Arm noch fest umklammert haltend, „und ich glaubte immer, du wärest es. Du wurdest gegen ihn vertauscht, als Mutter starb. Allein jetzt weiß ich, daß du der fromme Großvater warst, der immer in der Kirche sang und mich die Hymnen lehrte. Mein anderer Großvater nahm mich mit, wenn er betteln ging, und betrank sich, und wir hatten keine eigene Wohnung, sondern lebten immer unter schlechten Menschen. Du bist gut, nicht wahr? Und, gelt, du lässest Gretchen und mich hier bei dir wohnen?“

„Hieß er Martin Griesbach?“ fragte Rüdiger bebend.

„Ja, so heißen wir“, entgegnete Hannah, in die Hände klatschend, „und dies ist das Griesbachsche Haus! O, jetzt besinne ich mich darauf. Aber komme schnell, Großvater, und schließe die Thür auf; wir sind müde und hungrig, und hier ist Gretchen, mit der ich von London weggelaufen bin. Du wirst solch kleines Geschöpf, wie sie, nicht fortjagen, denn wenn Frau Moos sie je wieder in ihre Gewalt bekäme, so würde sie jämmerlich verhungern müssen. Nicht wahr, sie darf bei uns bleiben, Großvater?“

„Ja“, sagte er, sich niederbeugend und das winzige Kind auf den Arm nehmend. In seinem Herzen wogten die widerstreitendsten Empfindungen. Er war während der letzten

sechs Monate nicht imstande gewesen, die Trauer abzuschütteln, welche ihn beim Anblick der offenkundigen Sünde und des grenzenlosen Elends in der großen Stadt beschlichen, als er seinen aufs neue verlorengegangenen Bruder in ihrem ungeheuren Straßengewirre suchte. Auch heute hatte er den ganzen Tag trüben Gedanken nachgehangen, und, wie er den Heimweg angetreten, weder die sommerliche Pracht des Waldes, noch die sorglose Fröhlichkeit der jungen Hirschkälber wahrgenommen, die nichts von herbstlichen Nebeln und winterlicher Kälte wußten. Es war ihm nicht von Gott verstattet worden, eins seiner Kindlein aus dem tiefen Abgrund von Elend und Verbrechen zu erretten, in den er voller Entsetzen hinabgestarrt hatte, und Graf Comptons Vermächtnis lag noch unbenutzt in der Bank. Nun aber fand er plötzlich zwei dieser verlorenen Kinder vor seiner eigenen Thüre, und eins derselben gab sich für seine Enkelin aus.

Indessen er mußte sich aufraffen und diese hungrigen, fußwunden, kleinen Wanderer mit Speise und Trank erquicken. Als Hannah sich schnell im Hause zurechtfand und, ohne zu fragen, dies und jenes aus den altgewohnten Plätzen herbeiholte, da hegte er keinen Zweifel mehr, daß es das Kind sei, dessen Verlust er seit Jahren betrauert

hatte. Wie deutlich erinnerte er sich des Tages, da sein nichtsnutziger Schwiegersohn Frau und Tochter aus seinem friedlichen Hause fortgeholt nnd er einsam und traurig zurückgeblieben war. Er konnte keinen Bissen essen, aber während die Kinder begierig ihren Hunger stillten, blieb er schweigend neben ihnen sitzen und hatte seine Augenweide daran, Hannahs strahlendes Antlitz und Gretchens freudenverklärte Züge zu betrachten.

Ein berühmter französischer Kanzelredner hat gesagt: „Nächst dem Blick, mit dem Gott die Welt ansieht, giebt es nichts Schöneres als den Blick, mit dem der Greis ein Kind betrachtet; er verrät so reine, innige, selbstlose Gefühle, daß er den Höhepunkt menschlicher Vollkommenheit und die größtmögliche Gottähnlichkeit bezeichnet. Die Zärtlichkeit des Vaters steht so hoch über der Liebe, als die Liebe über der Freundschaft erhaben ist. Wir finden, daß unsere Kinder ebenso unfähig sind, uns die ihnen erwiesene Liebe zu vergelten, wie wir als Kinder nicht imstande waren, unseren Eltern zu vergelten, was sie für uns gethan, und werden dadurch begnadet, eine völlig selbstlose Liebe zu empfinden, die derjenigen gleicht, welche Gottes Wesen ausmacht.“

In Rüdigers tiefster Seele war diese schöne, innige Zärtlichkeit erwacht. Seine Kinder wurden ihm geboren,

als er noch ein junger Mann war und erwarten durfte, daß sie sich ihm für seine treue Sorgfalt später dankbar erzeigen würden. Hannah und Gretchen aber brachten ihm nichts und konnten nichts für ihn thun; aller Wahrscheinlichkeit nach würde er sogar im Grabe ruhen, ehe sie begreifen konnten, was er für sie gethan. Und dennoch empfand er eine unaussprechliche Freude, wie er sie erblickte und ihrem Geplauder lauschte; war es ihm doch ein tröstlicher Gedanke, daß sein Haus ihnen Schutz gewähren würde. Gott hatte sie dem Elend und der Grausamkeit entrinnen lassen, denen sie in London ausgesetzt gewesen; allein Rüdiger wünschte noch zu erfahren, wie es sich so seltsam gefügt, daß sie gerade hierher geführt wurden. Für den Augenblick gab er sich damit zufrieden, daß sie da waren.

Aber als Hannah und Gretchen endlich in einem so behaglichen Bette, wie sie bisher nicht kennen gelernt, fest eingeschlafen waren und im Hause wieder die gewohnte Stille herrschte, da hatte Rüdiger Zeit, seine verwirrten Gedanken zu ordnen. In dem alten Pult, das seine kleinen Schätze barg, lag noch ein kleines Bündel Briefe, die seine arme Tochter Elise ihm von London aus geschrieben hatte. Es waren nur wenige, und der letzte enthielt die Mitteilung, daß ihr Mann am Typhus erkrankt und vom Arzte auf=

gegeben sei. Dann waren ein paar angst- und sorgenvolle Tage vergangen, bis der Brief eines Pfarrers eintraf, der ihm meldete, auch seine Tochter und ihr Kind wären dem Typhus erlegen und folgenden Tages auf einem Londoner Friedhof begraben worden. Peter Clapham hatte sich dann in die von Elisen bezeichnete Wohnung begeben und dort die traurige Nachricht bestätigt erhalten. Als Rüdiger jetzt des Pfarrers Brief hervorholte und ihn mit prüfendem, durch Mißtrauen geschärftem Auge ansah, da drängte sich ihm die Überzeugung auf, die Schriftzüge seien mit verstellter Hand von seinem Bruder Martin ausgeführt.

Jetzt wurde ihm alles klar. Das niedliche Kind mit dem hübschen Gesichte und gewinnenden Wesen hatte für Martin etwas zu Anziehendes gehabt und ihm bei seinem schändlichen Leben nur zu großen Nutzen in Aussicht gestellt. Er hatte während seines letzten Aufenthaltes in London von verschiedenen Seiten gehört, es wäre viel schwerer, ein verwahrlostes Mädchen vom ungebundenen Straßenleben zu erretten, als einen Knaben. Ein Mädchen konnte mehr erdulden, war unterwürfiger und erregte eher das Mitleid der Vorübergehenden; sie war also in jeder Beziehung von größerem Nutzen für ihren Besitzer. Wie aber hatte Martin es übers Herz bringen können, ihm sein Kind zu stehlen? Von

heißem Zorn durchglüht, ließ Rüdiger bekümmert das Haupt sinken. Der Gedanke, daß sein Hannchen von einer gemeinen Herberge zur andern geschleppt worden war, daß sie täglich Scenen vor Augen gehabt, die er nur einmal gesehen und die ihn trotzdem seither verfolgten; daß sie Reden gehört, die so verworfen klangen, daß er sie selbst beim Beten nicht ganz aus der Erinnerung bannen konnte; daß sie unter Frauen gelebt hatte, die aller Weiblichkeit bar, und unter Männern, die eine Schande ihres Geschlechtes waren, dieser Gedanke erfüllte ihn mit unaussprechlichem Grausen. Es würde besser gewesen sein, wenn sie als unschuldiger Säugling vor seinen Augen ermordet worden wäre; Martin hatte ihr in der innersten Seele Schaden zugefügt.

Diesen Frevel zu verzeihen war unmöglich. Bis dahin hatte Rüdiger in treuem Herzen ein unbezwingliches Verlangen nach seinem Zwillingsbruder gehegt; er hätte gern sein Leben für ihn gelassen. Mit dieser That aber hatte Martin sich eines so ruchlosen Verbrechens schuldig gemacht, daß es keine Verzeihung dafür gab. Selbst wenn Gott ihm vergeben sollte, er konnte es nicht.

Fünfzehntes Kapitel.

Immer tiefer hinab.

Als in Martin Griesbachs umnebeltem Geist zuerst der Gedanke auftauchte, Hannah könnte ihm davongelaufen sein, da wehrte er sich hartnäckig, der Befürchtung Glauben zu schenken. Er hatte von Zeit zu Zeit durch die hin- und herschwingende Thür der Kneipe auf die Straße geblickt, und war, weil er Hannah nicht am gewohnten Platz draußen sah, zum Schenktisch zurückgekehrt, um sich das Glas aufs neue füllen zu lassen. Das Mädchen hatte wahrscheinlich eine kleine Besorgung für sich zu machen und würde gleich wieder da sein, die gewohnte Bettelwanderung mit ihm anzutreten. Wie aber zwei, ja drei Stunden verflossen und sein letzter Pfennig in die unersättliche Kassenschieblade gerollt war, da verwandelte sich seine Unruhe in grimmige Angst. Er stolperte in die Straße hinaus und blieb ein paar Minuten im heißen Sonnenscheine stehen, ohne zu

wissen, was er thun oder wohin er sich wenden solle. Hannah hatte ihm noch nie einen ähnlichen Streich gespielt, doch er erinnerte sich mit Schrecken der wilden Drohung, die er ausgestoßen, als er zuletzt zu ihr gesprochen. Aber wie konnte sie dadurch verletzt oder in Angst versetzt worden sein? Er hatte sie nur ein einziges Mal geschlagen, und sie war schon viel zu groß, als daß er sich wirklich hätte trauen dürfen, sie wie ein Kind zu züchtigen.

Er irrte von einer Straße in die andere, fragte überall nach Hannah und bat, wenn ihm hier nnd da ein alter Bekannter begegnete, um eine kleine Unterstützung. Allein er konnte nichts über sie erfahren und stieß unter den anderen Bettlern auf sehr geringes Mitleid. Darauf war er gefaßt gewesen; hatte er doch hundertmal gesehen, wie sie in den Herbergsküchen ganze Beutel voll erbettelten Brotes versteigerten, es, wenn nicht genug dafür geboten wurde, in die Gossen schütteten und mit den Füßen zerstampften, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß neben ihnen Weiber und Kinder vor Hunger weinten.

Es war schon spät am Abend und die Dunkelheit längst hereingebrochen, da traf Martin mit Tatters zusammen, die eiligst um eine Straßenecke gebogen kam. Sie sah blaß und verstört aus und trug ein langes Paket, das sie wie ein

Kind im Arme hielt. Martin glaubte auf den ersten Blick, es sei eins der kleinen Wesen, die sie gewöhnlich mit sich herumschleppte; als er sie aber beim Arme festhielt, stieß sie einen leisen Schrei des Entsetzens aus und starrte ihm wild ins Gesicht.

„Ah, Ihr seid es, Martin“, rief sie, ihn erkennend, erleichtert aus.

„Ja“, versetzte er, und schritt mit schlotternden Beinen neben ihr hin, da sie ihre schnelle Wanderung nicht unterbrach, „ich suche Hannah; habt Ihr sie vielleicht gesehen?“

„Hannah“, wiederholte sie. „Ist sie nicht den ganzen Tag mit Euch und Gretel betteln gegangen?“

„Nein“, entgegnete er, „ich habe sie seit heute früh nicht mehr gesehen und fürchte sehr, daß sie mir davongelaufen ist.“

„Um alles in der Welt, sagt das nicht!“ rief Tatters, einen Augenblick stehen bleibend; „sollte sie wirklich mit Gretel davongelaufen sein, so wird Frau Moos alle beide umbringen, wenn sie sie findet. Schaut her, Martin! Sie hat den Fritz heute Morgen tot in seiner Kammer gefunden und hat Angst, daß die Polizei ihr auf die Fersen kommt; nun hat sie mir ein hübsches Stück Geld gegeben, damit ich ihn ins Westende trage und über eine Gartenmauer werfe. Es ist

ein ungeheurer Verlust, und wenn Gretel auch fort ist, so wird Frau Moos rasend vor Wut. Sie hat eben noch gesagt, welch Glück es sei, daß Ihr Gretel so lange vom Hause fortgehalten hättet."

„Hat Hannah die Kleine heute Morgen abgeholt?" fragte Martin.

„Ja, ganz früh schon", versetzte sie, „ungefähr um neun Uhr, und das schlaue kleine Ding hat mit keiner Silbe verraten, daß Fritz tot sei. Frau Moos fand es erst abends heraus, als ich ihn mir holen wollte. Mich sollte es nicht wundern, wenn Hannah deswegen mit ihr weggelaufen wäre! Aber Frau Moos wird sie schon ausfindig machen, darauf könnt Ihr Euch verlassen. Es giebt nicht viele, die ihren Klauen entrinnen können."

„Ihr setzt Euch großer Gefahr aus, Tatters", mahnte der Greis.

„Das weiß ich wohl", gab sie zur Antwort, „aber man muß ja thun, was Frau Moos einem aufträgt. Manchmal möchte ich wünschen, sie kämen uns auf die Spur und machten dem ganzen Getreibe ein Ende. Wenn uns die Leute nur nie einen Pfennig geben wollten!"

Der Gedanke, daß wenn überhaupt jemand Hannahs Versteck herausfinden könnte, dies ohne Zweifel der Frau

Moos gelingen würde, hatte für den alten Martin etwas sehr Tröstliches. Durch den Umstand, daß sie ein so allgemein bekanntes Kind wie Gretchen bei sich hatte, wurde die Aufgabe bedeutend erleichtert, und es lag mehr im Interesse der alten Trödlerin, genaue Nachforschungen anzustellen, als wenn Hannah allein davongelaufen wäre. Es war also wenig Aussicht vorhanden, daß die Kinder lange in London verborgen blieben.

Indessen Woche auf Woche verrann, ohne daß Hannahs oder Gretchens Aufenthalt ermittelt worden wäre; sie blieben spurlos verschwunden, und wenn auch Tatters nach Brighton geschickt wurde, die Kinder zu suchen, so erwies ihre Reise sich doch als ganz nutzlos. Martin aber sank immer tiefer ins Elend hinab. So lange Hannah an seiner Seite weilte, ihn mit den hellen Augen anblickte und seinen Worten mit Ernst und Verständnis lauschte, hatte er sich um ihretwillen noch einigen Zwang auferlegt. Wie oft, wenn sie mit glockenheller Stimme draußen vor der Thür der Schenke „Großvater!" gerufen, hatte er sich momentan seiner Entsittlichung geschämt und davon abgestanden, sich noch mehr zu berauschen. Nun aber war dieser letzte Rest von Selbstbeherrschung auch geschwunden; er hatte niemand, der sich seiner annahm, niemand, der seine strauchelnden Schritte

durch die vom regsten Verkehr belebten Straßen leitete. Wieder und immer wieder wurde er von Polizeidienern, die ihn betrunken in den Rinnsteinen liegen fanden, auf die Wachstube gebracht, und wenn er nicht imstande war, eine Geldstrafe zu erlegen, den folgenden Tag ins Gefängnis geschickt. Da er stets seinen letzten Groschen in der Schenke ausgegeben, so hatte er nie einen Pfennig in der Tasche, und seine Haft dauerte immer zu kurze Zeit, als daß er während derselben hätte gebessert oder von seinem unbezähmbaren Verlangen nach Branntwein geheilt werden können.

Ehe der Winter herbeigekommen, war Martin Griesbach ein völlig zugrunde gegangener Mensch, dem es an jeder Selbstbeherrschung fehlte. Das ehrwürdige Aussehen des Greises, der so oft das Mitleid der Vorübergehenden erregt, war ganz verschwunden, statt dessen bot sich ihnen der abstoßende Anblick eines alten Trunkenboldes, der einem schimpflichen Ende entgegentaumelte. Sein weißes Haar sah ungekämmt und schmutzig aus, und das eingefallene, blasse, mit Narben bedeckte Gesicht hatte durch öfteres Fallen braune und blaue Flecken bekommen. Nahezu barfüßig und in so zerrissener und zerfetzter Kleidung, daß jeder Windstoß die Lumpen in die Höhe trieb und die nackte Haut bloßlegte, schlich er durch die Straßen des Ostendes oder der City

und flehte um ein Stück Brot, seinen Hunger zu stillen. Wenn ihm ein kleines Geldstück in den Hut geworfen wurde, den er mit gichtgekrümmter Hand hinhielt, dann leuchteten seine triefenden Augen jedesmal freudig auf, und sobald er zu der nächstgelegenen Schenke kam, stürzte er gierig ein Glas des flüssigen Feuers hinunter, das ihn schon auf Erden mit Höllenqualen peinigte. Trotzdem aber gingen viele von denen, welche dem heruntergekommenen Greise die milden Gaben gespendet, die ihn immer tiefer ins Verderben stürzten, sorglos ihres Weges dahin und betäubten ihr Gewissen mit den Worten: „Was ihr einem der geringsten dieser meiner Brüder gethan, das habt ihr mir gethan.“

Es gab, wenn auch nur anfangs, doch Augenblicke, wo sich beim Gedanken an Hannah in ihm der Wunsch regte, zur Heimat und unter seines Bruders Dach zurückzukehren. Er sehnte sich, Rüdiger noch einmal wiederzusehen, und hegte nicht den geringsten Zweifel, daß derselbe ihm verzeihen und ihn herzlich willkommen heißen würde, wenn er sich nur von den starken Banden der Sünde losreißen könnte, die ihn an sein elendes Leben fesselten. Aber oft hatte er gerade, wenn er sich in solcher Stimmung befand, einen Glückstag, an dem die milden Spenden besonders reichlich flossen, und es war, als ob sie von tückischen Mächten

dazu benutzt würden, ihn vom Pfad der Reue wegzulenken. Jeder Pfennig, den er erhielt, war ein Stein des Anstoßes auf dem Wege der Umkehr, der den Weg in den Abgrund ebnete. Es wäre besser für ihn gewesen, wenn er, anstatt durch gelegentliche Almosen sein elendes Leben in solcher Weise zu fristen, dem Hungertode preisgegeben worden wäre; ein schneller Tod ist dem von grenzenlosen Körper- und Seelenqualen begleiteten langsamen Sterben vorzuziehen.

Endlich wandte sich auch Tatters von ihm ab; sah er doch nicht länger anständig genug aus, um in den Straßen geistliche Lieder zu singen. Sein Antlitz trug zu deutlich den Stempel des Lasters, dem er sich ergeben, und wenn er zu singen anfing, so klang seine Stimme wie ein heiseres Krächzen, das ihn selbst erschreckte und zur Zielscheibe roher Spöttereien für andere machte. Bisher hatte man an ihm immer noch Spuren seiner besseren Abkunft und sorgfältigeren Schulbildung wahrgenommen, die ihm ein gewisses Ansehen und einen bestimmenden Einfluß unter den niederen Kameraden sicherten; diese Vorzüge aber hatte er jetzt gänzlich eingebüßt, er war nur noch der Gegenstand allgemeinen Hohnes und Spottes.

Ehe der November verflossen, war Martin Griesbach beinahe auf der untersten Stufe seiner abschüssigen Lauf-

bahn angelangt. Er hatte schon in der vergangenen Nacht obdachlos umherirren müssen und durfte, als er sich nun gegen Abend mühsam über die Blackfriarsbrücke schleppte, keine Hoffnung mehr nähren, heute ein schützendes Dach zu finden; aber er stellte sich in das volle Licht der Straßenlaterne, um die Vorübergehenden durch den Anblick seines schrecklichen Elends zu rühren und wimmerte wie ein Blödsinniger. Es war gerade um die Zeit, da die Geschäftsleute eilig hin- und herliefen, ihr Tagewerk zu beenden, um bald in ihren behaglichen Wohnhäusern Schutz gegen den feuchten Nebel zu suchen. Der Fluß lag in undurchdringliches Dunkel gehüllt und nur ein kleiner Kreis um die Laterne herum wurde von der Gasflamme erhellt. Dessenungeachtet blieb kaum ein Vorübergehender stehen, dem trostlos einsamen, alten Bettler auch nur einen Blick zuzuwerfen. Endlich war die Lüge, die so oft von seinen Lippen erklungen, zur Wahrheit geworden — er hatte den ganzen Tag keinen Bissen Brot gegessen und war nur einmal imstande gewesen, den verzehrenden Durst, der ihn quälte, durch ein kleines Glas Branntwein zu stillen. Allein er war so tief gesunken, daß er nicht einmal den Wunsch hegte, in besseren Verhältnissen zu leben, ihn verlangte einzig und allein nach mehr Branntwein. Die Gedanken an seine

Kindheit, an die Heimat, an seinen Bruder Rüdiger und an Gott, den er so oft als seinen lieben Herrn mit den Lippen bekannt, kamen ihm nicht mehr in den umnebelten Sinn.

Jetzt ging eine Frau an ihm vorüber, die sich noch im Schein der Gaslaterne umwandte und auf ihn zurückblickte. Einen Augenblick unschlüssig stehen bleibend, schaute sie ihn prüfend an, und es war ihm, als ob er das sanfte, wohlwollende Gesicht schon irgendwo gesehen habe, wenn er sich auch nicht entsinnen konnte, wann und wo es gewesen sei. Er streckte die verkrüppelte Hand aus und wimmerte in flehendem Tone:

„Edle Dame, schenken Sie mir eine kleine Gabe, um Gottes willen!“

„Heißen Sie nicht Martin Griesbach?“ fragte sie.

„Ja, edle Dame, so heiße ich“, entgegnete er, während ihm in weinerlicher Stimmung die Thränen übers Gesicht rollten, „ich stamme von guter Familie und hätte nie geglaubt, daß ich mir in der Straße das Brot würde betteln müssen.“

„Das weiß ich“, sagte sie traurig, „ich kenne alle näheren Umstände, denn ich bin Eures Bruders Tochter, und ach, Ihr seht meinem lieben Vater noch immer ähnlich!“

Johanna Clapham sah ihn von tiefstem Mitleid erfüllt an. Ja, trotzdem er zum Bettler und Trunkenbold herabgesunken war, hatte er doch noch Ähnlichkeit mit ihrem Vater. Dieser von Frostschauern durchbebte, schmutzige und verwahrloste Greis, der von den Almosen gelebt hatte, die er in den Straßen erbettelt, war unter denselben Verhältnissen groß geworden wie sein Bruder und hätte sich ein ähnliches Los schaffen können, wie Rüdiger sich bereitet. Sie hatte seit einem Jahre in den Straßen keine Almosen mehr gegeben und konnte es nicht über sich gewinnen, einen neuen Stein des Anstoßes auf ihres unglücklichen Onkels Pfad zu werfen. Allein in seiner traurigen Lage durfte sie ihn nicht verlassen. Ihr schmolz das Herz vor Mitleid beim Anblick seines tiefen, selbstverschuldeten Elends.

„Wir wohnen ganz in der Nähe“, sagte sie. „Folgt mir, und ich will sehen, was ich für Euch thun kann.“

Sechzehntes Kapitel.

Der Kampf im Dunkeln.

Johanna ging langsam nachhause, sah jedoch von Zeit zu Zeit zurück, um sich zu überzeugen, daß die schattenhafte Jammergestalt ihr folge. Sie wußte, welches unverzeihlichen Frevels Martin Griesbach sich gegen ihren Vater schuldig gemacht, und hatte selbst den bittersten Groll gegen ihn gehegt. Denn es war auch ihr ein entsetzlicher Gedanke, daß Hannah unbarmherzig in das lasterhafte Leben des Londoner Gesindels hinabgezogen worden sei, und der aus rücksichtslosester Selbstsucht vom Onkel ausgeführte Schurkenstreich war ihr wie ein ruchloses Verbrechen vorgekommen, das sie nie würde verzeihen können. Wie sie aber nun den erbarmungswürdigen Zustand des Greises sah, der sich mit schlotternden Knieen mühsam weiterschleppte, und das leise Stöhnen und Wimmern vernahm, das sich ihm unbewußt entrang, da verzieh sie ihm aus tiefster Seele.

Zum müßigen, gedankenlosen Almosengeben hatte Johanna jetzt kein Geld mehr übrig. Ihr Gatte zählte nicht länger zu den Schatzmeistern des Herrn, denn da er Schulden gemacht, so gehörte das Geld, welches er zur Zeit verdiente, nicht ihm selber. Zwar waren, nachdem er sich bankerott erklärt, seine Angelegenheiten auf gesetzlichem Wege geordnet worden, und die Gläubiger konnten keine weiteren Ansprüche erheben; er aber fühlte, sein Gewissen werde ihm nicht eher Ruhe lassen, bis er alles wiedererstattet, und glaubte erst dann zum Almosengeben berechtigt zu sein, wenn er alle billigen Forderungen beglichen hätte. Das beseligende Vorrecht des Gebens hatte er verscherzt, und jetzt, wo er von vorne anfangen mußte, wagte er nicht einmal, den Zehnten für den Herrn beiseite zu legen.

Obschon es Peter Clapham geglückt war, sofort eine mit hohem Gehalt verbundene Anstellung bei einem reichen Bauunternehmer zu erhalten, so waren die Gatten doch in eine kleine, billige Mietswohnung an der andern Seite des Flusses gezogen, und Johanna fühlte sich in der bescheidenen Umgebung glücklicher, als sie je in der eleganten Gegend gewesen war. Konnte sie den Armen auch sonst nichts geben, so widmete sie ihnen doch einen Teil ihrer Zeit und füllte während der Abwesenheit ihres Mannes die Muße=

stunden damit aus, daß sie in die Häuser der Notleidenden ging, die Kranken pflegte und ihnen mit Rat und That beistand, wo es galt, Übeln abzuhelfen und der Unwissenheit zu steuern. Sie besaß mehrere reiche Freundinnen, die ihr nach wie vor ein herzliches Entgegenkommen bewahrten, ob sie sich auch von allem gesellschaftlichen Verkehr zurückgezogen hatte; von ihnen wurden ihr nun vielfach die Almosen, die sie sonst den Bettlern auf der Straße gegeben, zur zweckmäßigen Verteilung unter wahrhaft Bedürftige anvertraut. So sehr sie sich aber auch bemühte, das Geld aufs beste zu verwenden, so suchte sie doch immer eine oder die andere dieser Freundinnen zu überreden, sie in die Hütten der Armen zu begleiten, da sie die Überzeugung hegte, sie thue damit nach beiden Seiten hin etwas Gutes.

Martin folgte ihr bis an die Thür ihrer Wohnung, allein sie konnte ihn nur mit Mühe bewegen, einzutreten; es blieb ihr nichts übrig, als ihn gewaltsam hineinzuziehen; Das kleine, einfach möblierte Zimmer, in das sie ihn führte, sah sauber und freundlich aus, und als sie das niedergebrannte Feuer zur lodernden Flamme anschürte, entfuhr dem Greise ein Ausruf des Behagens; er sank erschöpft in den Lehnstuhl, den sie für ihn an den Kamin geschoben, und streckte die verschrumpften, knochigen Hände über die Glut.

„Als ich noch ein Knabe war, hatten wir zuhause ganz ebensolche Stühle, wie dieser hier“, sagte er, mit plötzlich erregtem Interesse die geschnitzten Armlehnen betrachtend.

„Es ist einer von den Stühlen“, entgegnete sie, „Vater hat ihn mir von zuhause geschickt.“

Martin lehnte sich zurück und strengte sein schwaches, verworrenes Gedächtnis an, die Erinnerung an seine glückliche Kindheit wachzurufen, allein es gelang ihm nicht. Unterdessen hatte Johanna eine Wanne mit warmem Wasser geholt und die zerlöcherten Schuhe von des Onkels erstarrten Füßen ziehend, ließ sie ihnen in der behaglichen Wärme des hellen Feuerscheines die Wohlthat eines vorsichtigen Bades angedeihen; dann beeilte sie sich, ihm warme, nahrhafte Speise zu geben, die er mühsam hinunterschluckte. Mit jedem Augenblick trat das hilflose Elend des alten Mannes deutlicher zutage, und als er sein gesenktes Haupt aufrichtete und ihr ins Gesicht blickend sagte: „Gott lohne es Ihnen!“ da brach sie in Thränen aus.

„Ist Rüdiger tot?“ fragte er besorgt.

„Nein, nein“, entgegnete sie, „und ach, wenn er Euch jetzt sehen könnte, so würde er Euch ganz gewiß alles verzeihen. Er muß nach London kommen.“

„Ich traue mich nicht, ihm unter die Augen zu treten“,

erwiderte Martin; „er weiß nicht alles, was ich gethan habe, und ich bin zu tief gefallen. Wenn Sie mir nur ein paar Pfennige geben, mit denen ich ein Nachtquartier bezahlen kann, so will ich fortgehen und Sie nie wieder belästigen. Ich muß mich jetzt auf den Weg machen", fügte er, plötzlich aufstehend, hinzu. Der Dämon des Durstes schürte in ihm das Verlangen nach Branntwein, und die friedliche Stille des Hauses raubte ihm den Atem.

„Belästigen!" rief Johanna; „es ist ja unser größter Kummer, daß Ihr Euch nicht von uns wollt retten lassen. Aber es ist noch nicht zu spät. Denn wenn wir Euch verzeihen, um wie viel mehr wird Gott Euch vergeben und sich Eurer erbarmen! Denkt Ihr niemals an ihn? Erinnert Ihr Euch nicht dessen, was Christus für Euch gethan hat?"

„Ja", versetzte er mit tonloser Stimme, „ja, ich weiß viele fromme Lieder und Gebete auswendig. Aber ich muß jetzt fortgehen; bitte, geben Sie mir nur ein paar Pfennige! Ich passe nicht hierher, und, wie gesagt, ich muß jetzt gehen!"

„Wenn Ihr nur so lange bleiben wollt, bis mein Mann heimkommt", entgegnete sie ermunternd, „so will ich einen Überzieher und ein Paar Stiefel vom Vater heraussuchen, die er mir zum Verschenken gegeben hat, dann werdet Ihr

Euch hier behaglicher fühlen. Ihr werdet ihm in dem Rock noch ähnlicher sein, und Peter wird sich freuen, Euch zu sehen. Schaut her! Laßt mich Euch beim Anziehen helfen!“

Der Überzieher bedeckte seine Lumpen und lieh ihm wieder ein anständiges Aussehen. Er richtete sich auf, hob den Kopf in die Höhe und gab sich, wie ein Kind, das ein neues Spielzeug erhalten, eine Weile zufrieden. Allein das rastlose Verlangen, möglichst bald die ungebundene Freiheit des Straßenlebens zu genießen, konnte nicht leicht beschwichtigt werden, und Johanna war froh, als sie endlich ihres Mannes festen Schritt schnell die Straße entlang kommen hörte.

Bald darauf verließ Peter Clapham mit dem alten Martin Griesbach am Arme das Haus; dem Greise, der durch seine bessere Kleidung gegen die kalte Nachtluft geschützt war, blieb also keine Aussicht, Rock oder Stiefel im nächsten Trödelladen zu verkaufen und den Erlös in Branntwein zu vertrinken. Trotz seiner Gegenvorstellungen bestand Peter darauf, ihn nicht zu verlassen.

„Ich begleite Euch in Eure Herberge“, sagte er, „um Euer Nachtlager zu bezahlen; morgen in der Frühe werde ich gleich herüberkommen, und wenn Ihr gut ausgeschlafen

habt, wollen wir sehen, was wir für Euch thun können. Ich weiche nicht von Eurer Seite, bis ich Euch sicher in dem Quartier weiß."

An wie vielen Schenken kamen sie doch vorüber, und wie einladend blinkten ihre hellerleuchteten Fenster durch den gelben Nebel! Der alte Martin nahm durch die halboffenen Thüren die wohlbekannten Schenktische wahr, sah die herumstehenden Zecher, wie sie einander die Gläser zureichten, und hörte das Klingen des Geldes, das in die Kasse geworfen wurde — der Anblick machte ihn beinahe rasend. Aber sein besonnener Führer zog ihn trotz seines Sträubens weiter und schritt mit ihm durch die langen, finsteren Gassen, bis sie die Herberge erreichten, in der Martin zur Zeit der gewinnreichen Tage seines Bettlerlebens zu übernachten pflegte. Der Hausmeister des wohlhabenden Herbergseigentümers redete ihn beim Eiutreten mit seinem Namen an, und Tatters, die mit einem winzigen Kinde am Boden saß, blickte voll Erstaunen empor. Das Zimmer war, wie früher, mit schlumpigen, müßig dreinschauenden Frauen und schreienden oder durch Drohungen eingeschüchterten, schluchzenden Kindern gefüllt; von den Männern war noch keiner da, sie kamen erst später herein. Als Peter Clapham fortgegangen, trat der Hausmeister auf Martin zu.

„Hört einmal, alter Mann“, sagte er in überredendem Tone, „ich habe dem Herrn versprochen, daß ich Euch nicht aus den Augen lassen will, bis er morgen früh wiederkommt. Jetzt legt Euch ruhig schlafen, und wenn Ihr im Bett seid, werde ich Euch ein gutes Glas heißen Punsch bringen.“

„Und nun, da Ihr wieder so anständig aussehr, Martin“, meinte Tatters, „werde ich nicht nein sagen, wenn Ihr mich beim Betteln wieder mit Euch nehmen wollt; wir könnten versuchen, ob wir noch das alte Glück haben. Ihr seht aus wie ein Mann, der schon mit einem Fuße im Grabe steht.“

Martin antwortete nicht, sondern erhob sich ächzend, schlich die Treppe hinauf und wollte sich ins Bett legen. Doch als er schon auf der Bettkante saß, drängte sich seinem umnebelten Geist ein Schimmer von Sorge auf. Er war willens, in seinem warmen Rock zu schlafen, was aber sollte er mit den guten Stiefeln thun, die, wenn er sie beim Trödler verkaufte, mehr wert waren, als er in einem Tage vertrinken konnte? Zog er sie nicht aus, so würden ihm die Füße weh thun; legte er sie jedoch unters Kopfkissen, so würden sie ihm sicherlich während des Schlafens gestohlen werden. Endlich erhellte ein listig triumphierendes Lächeln sein bleiches Gesicht. Schwach, wie er war, hob er

mit großer Anstrengung seine kleine eiserne Bettstelle in die Höhe und schob die Stiefel unter die beiden oberen Bettpfosten; dann legte er sich selbstzufrieden kichernd nieder und wartete ungeduldig auf den Hausmeister, der ihm den versprochenen Labetrunk bringen wollte.

Er fiel, nachdem er den heißen Punsch getrunken, bald in einen festen Schlaf, denn die nahrhafte Kost, die Johanna ihm aufgenötigt, hatte das verzehrende Fieber, das ihn sonst quälte, einigermaßen beschwichtigt; auch das Bett war behaglicher als die Lagerstätten, auf denen er in letzter Zeit geschlafen; hatte er doch die Nächte in allerlei elenden Schlupfwinkeln zugebracht. Das Hereinkommen der Zimmergenossen störte ihn nicht, wenn sie auch, fünf an der Zahl und obenein kräftige Leute von rohem Aussehen, nicht sonderlich ruhig waren.

„Seht nur", rief der, welcher sich in das dicht neben Martin stehende Bett legen wollte, „seht nur, was der alte Schurke mit seinen Stiefeln gemacht! Er glaubt uns überlisten zu können."

In der Nacht wachte der alte Martin Griesbach mit einem Gefühl auf, wie wenn er erSticke, und bemühte sich vergeblich, Hannah zuhilfe zu rufen. Eine Männerfaust hielt ihn an der Kehle gepackt, und als er den Versuch

machte, sie fortzuziehen, klang sein Atem wie dumpfes Röcheln. Sehen konnte er nicht, wer ihn angriff; das schwache Gasflämmchen, das während der Nacht gewöhnlich brennen blieb, war ausgelöscht worden, und es herrschte tiefe Finsternis im Zimmer. Aber über seinem Bette hatte sich ein verzweifelter, wenn auch fast lautloser Kampf entsponnen, und die rohen Gesellen, die um den Besitz seiner Stiefel rangen, waren vorsichtig genug, allen Lärm zu vermeiden, damit der schlaftrunkene Hausmeister, der unten in der Küche neben dem Feuer schlummerte, nicht aufgeweckt würde. Der alte Mann machte, ehe er das Bewußtsein ganz verlor, einen schwachen Versuch, sich zu verteidigen und nach Hilfe zu rufen; doch das erbitterte Ringen dauerte fort, bis einer der beiden Kämpfer besiegt war.

Der Hausmeister horchte auf, als er seiner Meinung nach mitten in der Nacht leise und behutsam jemanden die knarrende Treppe herunterkommen hörte. Es war einer der Männer, die bei ihm eingekehrt waren, der nun mit barschem „Guten Morgen" durch die Küche schritt. Von Müdigkeit übermannt, blickte er weder auf die Uhr, noch sah er sich den Mann genauer an, sondern sank, als derselbe das Haus verlassen und alles wieder still geworden, in einen festen Schlaf.

Siebzehntes Kapitel.

Ein elendes Sterbebett.

Früh am nächsten Morgen, ehe noch der Tag angebrochen, kamen Johanna und Peter Clapham in die Herberge, um sich zu vergewissern, daß der alte Martin Griesbach ihnen nicht wieder entwischt sei. Der Hausmeister teilte ihnen höflich mit, er habe Sorge getragen, daß der Greis sich nicht unbemerkt aus dem Staube mache, ja, er sei noch nicht einmal heruntergekommen, und da seine Schlafkameraden bereits fortgegangen wären, so dürften sie hinaufgehen und den alten Mann im Bette besuchen.

„Martin“, fügte er hinzu, „ist nie gerne früh aufgestanden.“

Vorsichtig stiegen sie die steile Treppe hinauf und traten in das kahle, unsaubere Zimmer, das außer den dicht nebeneinanderstehenden schmalen Betten keine Möbel enthielt. Die Luft, die ihnen entgegenströmte, war so beengend, daß Peter

sofort ans Fenster eilte, es zu öffnen, und die Beleuchtung bestand in einem äußerst schwachen Gasflämmchen, dessen dämmeriger Schein gerade noch erkennen ließ, daß alle Betten, mit Ausnahme eines einzigen, leer waren. Auf dieser am weitesten von der Thür entfernten Lagerstätte ruhte Martin anscheinend in tiefem Schlafe. Schweigend blieben sie eine Weile neben ihm stehen und blickten mitleidig auf das armselige Bett und den verwahrlost aussehenden Kopf des Greises nieder. Er lag angekleidet da, aber der Überzieher, den Johanna ihm am vergangenen Abend gegeben, war nirgends zu sehen, und die schmutzigen Lumpen, die ihn umhüllten, bedeckten seinen Körper nur aufs notdürftigste. Als sie ihn voll inniger Teilnahme näher betrachteten, bemächtigte sich ihrer eine unbestimmte Besorgnis; sie konnten keine Bewegung, kein Lebenszeichen an der starren, ausgestreckten Gestalt wahrnehmen.

Peter beugte sich über ihn und richtete das graue Haupt sanft in die Höhe, allein es fiel wie leblos auf die harte Matratze zurück, und das bleiche Antlitz, das ihnen jetzt zugewendet war, sah wie ein Leichengesicht aus. Johanna sank auf die Kniee und legte ihre Hand auf sein Herz.

„Es schlägt nur noch ganz leise“, sagte sie, mit besorgter Miene zu ihrem Gatten aufblickend. „Tot ist er

zwar noch nicht, allein ich fürchte, daß er im Sterben liegt."

„Bleibe hier bei ihm", entgegnete Peter, „und fürchte dich nicht. Ich will schnell einen in der Nähe wohnenden Arzt holen."

Unten in der Küche, wo die Mietsleute sich von den kärglichen Überresten ihres Abendessens einen Morgenimbiß bereiteten und seit geraumer Zeit ein wirres Durcheinander von Stimmen ertönt war, trat plötzlich lautlose Stille ein. Unmittelbar darauf öffnete der Hausmeister die Thür des oberen Schlafzimmers und blickte mit verstörtem Gesicht hinein, während Tatters sich vergebens an ihm vorbeizudrängen suchte.

„Ist es doch mit rechten Dingen zugegangen?" fragte er, ohne den Fuß über die Schwelle zu setzen.

„Ich weiß es nicht", entgegnete Johanna.

„Es ist am besten, vor der Hand nichts zu thun, sondern zu warten, bis der Doktor kommt", fuhr er fort; „der wird jedenfalls die Polizei holen lassen, wenn er von den anderen mißhandelt worden ist. Mich trifft keine Schuld, Madame. Es war wohl eine gemeine Bande, die über Nacht hier geschlafen, allein ich habe mir nicht im Traume einfallen lassen, daß sie sich an dem alten Manne vergreifen

könnten. Bleibt draußen, Tatters, die Dame braucht niemand!“

„Nein“, versetzte Johanna sehr bestimmt, „lassen Sie niemand hereintreten, bis mein Mann mit dem Doktor zurückkommt.“

Sie blieb allein und schaute den elend gebetteten Sterbenden, dessen Züge sie so sehr an ihren Vater erinnerten, traurig an. Wie tief bewegte sie der Gedanke, daß die beiden Brüder in jungen Jahren Schritt vor Schritt auf demselben Lebenspfade gewandelt waren, bis sie zu dem Punkte kamen, wo sich der breite und der schmale Weg kreuzen und mehr oder weniger an jeden von uns die Frage herantritt, für welchen wir uns entscheiden wollen. Ach, und wie verschieden war das Ende der beiden Pfade! Das weite Thor und der breite Weg der Trägheit und Genußsucht hatten diesen heruntergekommenen Mann ins Verderben gestürzt, und es war ihr, als ob sie in einen Abgrund des Elends und der Verworfenheit blicke, in dessen bodenloser Tiefe undurchdringliche Finsternis herrschte.

Es war kaum eine Viertelstunde vergangen, die der harrenden Johanna wie eine lange, bange Zeit vorkam, als sie ihres Gatten Schritt auf der Treppe hörte. Er brachte einen Arzt, der überangestrengt und sorgengedrückt aussah

und so dürftig gekleidet war, als ob seine Patienten ihm viele Mühe machten, ihn aber wenig für dieselbe entschädigten.

„Ah!“ sagte er, sobald er Martin Griesbachs ansichtig wurde, „ich kenne den alten Bettler sehr genau; er war ein offenkundiger Betrüger, der einem die glaubwürdigsten Geschichten aus seinem früheren Leben erzählen konnte und bei seinen Verstellungen nie aus der Rolle fiel. Es hat sogar eine Zeit gegeben, da er in Begleitung einer Frau, Namens Tatters, und eines hübschen Mädchens, das er seine Enkelin nannte, in den Straßen zahlreiche Almosen erhielt und oft an einem Tage so viel Geld einnahm, wie er durch redliche Arbeit kaum in einer Woche hätte verdienen können. Sie verstanden es gründlich, den Leuten das Geld aus der Tasche zu locken. Aber das hat nun ein Ende.“

Es gelang den Bemühungen des Arztes, den Greis zum Bewußtsein zurückzubringen, doch dauerte es lange, bis er sich soweit erholt hatte, um seine Erlebnisse während der Nacht im Zusammenhang zu erzählen. Daß ein Kampf und Raub stattgefunden, war augenscheinlich genug; allein der Doktor schüttelte den Kopf, als Martin behauptete, von seinen Angreifern nahezu erwürgt worden zu sein. Er glaubte

ihm kein Wort, und es ließ sich nicht bezweifeln, daß der alte Mann, der schon durch seine frühere Lebensweise vollständig entkräftet gewesen, einen starken Rausch gehabt hatte. Der Doktor gab keine Hoffnung, daß er den Tag überleben würde, und meinte, jeder Versuch, ihn fortzuschaffen, dürfte seinen Tod nur beschleunigen. Aus diesem Grunde riet er, das Zimmer mit den darin befindlichen Betten bis zum folgenden Tage zu mieten, und vom Inspektor, der im Laufe des Vormittags zum Nachschauen kommen würde, die Erlaubnis zu erbitten, daß sie daselbst verweilen dürften.

Johanna blieb allein bei dem sterbenden Onkel sitzen, um ihm während seiner letzten Lebensstunden die kleinen Handreichungen zu leisten, deren er bedurfte. Von Zeit zu Zeit erhoben sich auf der Gasse Lärm und Geschrei, wie wenn gezankt und gestritten würde, und die gellenden Töne schlugen markerschütternd an ihr Ohr. Der alte Mann aber war der sichtbaren Welt schon so weit entrückt, daß er gegen alles, was das Außenleben betraf, taub und blind schien, und der lauteste Tumult auf der Straße ihn nicht mehr beunruhigt haben würde. Endlich bewegten sich seine trockenen Lippen, und sie hörte ihn leise flüstern, wie wenn er mit sich selber oder zu einem Phantasiegebilde spräche.

„Ich bin ein schlechter Kerl“, murmelte er, „und werde,

wie Judas Ischariot, den Lohn meiner Thaten ernten, — ich gehöre an keinen andern Ort als in die Hölle. Gott läßt sich nicht spotten, und ich habe ihn mein Leben lang verhöhnt."

Die fürchterlichen Worte kamen langsam und zögernd über seine Lippen, als ob er kaum die Kraft habe, sie herauszubringen und sie ihm abgerungen würden. Er riß die eingesunkenen Augen weit auf und starrte mit einem so wilden Blick qualvollster Seelenangst umher, daß Johanna, von Schaudern erfaßt, am ganzen Körper zitterte und seine abgezehrte Hand mit warmem Druck in die ihrige nahm.

„Kennst du mich, Onkel Martin?" fragte sie sanft. „Ich bin Johanna, deines Bruders Rüdiger Tochter. Wir haben ihm geschrieben, daß du krank bist, und hoffen, daß er heute Abend kommt. Ich aber bleibe bei dir, damit du nicht allein seiest; du siehest, Gott hat dich nicht verlassen, sonst wäre ich nicht hier."

„Nein", sagte er, „Gott hat mich nicht verlassen, aber ich habe mich von ihm abgewendet. Ich habe mich vorsätzlich gegen ihn versündigt, habe den Sohn Gottes aufs neue gekreuzigt und seinem Namen offenkundig Schande gemacht. Und nun soll ich vor sein Angesicht treten und den Zorn

des Lammes ertragen. Wer kann sagen, welche Gewalt sein Zorn haben mag?"

Er warf sich unruhig hin und her und stöhnte leise; dann machte er sich den Arm frei und rang in qualvoller Angst die Hände.

„Höre mir zu, Onkel Martin", sagte sie, und bemühte sich, mit klarer, fester Stimme zu sprechen. Ich weiß, daß du ein schlechter Mensch gewesen und nicht würdig bist, vor Gottes Angesicht zu treten; aber denke doch daran: ‚Es ist je gewißlich wahr und ein teuer wertes Wort, daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen, unter welchen ich der vornehmste bin.' Er kam in die Welt, die vornehmsten unter den Sündern selig zu machen, also auch dich! Er kennt dich durch und durch und will dir vergeben und dich selig machen."

Johannas Stimme bebte und Thränen perlten ihr über die Wange, wie sie sich liebevoll zu dem Sterbenden hinabbeugte. Aber als sie zu sprechen aufhörte und er ihr ins Gesicht sah, lag noch derselbe Ausdruck grenzenloser Verzweiflung in seinen trüben Augen.

„Ich weiß alle diese Trostsprüche auswendig", ächzte er, „und habe sie von klein auf gekannt, auch oft genug zu meinem Broterwerb hergesagt. Wie oft haben mir die

Leute, wenn ich einen Spruch richtig anwendete, kleine Silbermünzen geschenkt! Ihr könnt mir nichts sagen, was ich nicht schon wüßte; allein die Worte haben für mich keine Bedeutung mehr. Ich könnte ein Lied nach dem andern, könnte Sprüche über Sprüche hersagen, doch mein Herz empfindet nichts dabei; es ist so hart wie ein Stein. Wenn ich rufen wollte: ‚Gott sei mir Sünder gnädig!‘ so würde es klingen, wie wenn ein Teufel dies im Hohne sagte. Ich habe mich gegen Gott verhärtet, und nun ist die Pein über mich gekommen, und er lachet meiner. ‚Gott läßt sich nicht spotten: was der Mensch säet, das soll er auch ernten.‘ Meine Ernte hat begonnen.“

„Darf ich nicht für dich beten?“ fragte Johanna weinend. Er gab keine Antwort; sie aber kniete an seinem Bette nieder und sprach in schlichten Worten ein inniges Gebet. Allein sie sah wohl, daß er sich ihrem Flehen nicht anschloß; ihre Worte verhallten an tauben Ohren und drangen nicht in den stumpfen Geist ein. Niedergeschlagen und ohne zu wissen, wie sie ihm Trost spenden könne, erhob sie sich wieder, während er mit halbgeöffneten Augen und röchelndem Atem regungslos liegen blieb.

„Ich habe noch etwas zu bekennen“, sagte er endlich. „Als deine Schwester Elise im Sterben lag, gab ich ihr

das Versprechen, ihre kleine Tochter zu Rüdiger zu schicken; doch Tatters wollte das Kind nicht fortlassen, es war solch hübsches kleines Geschöpf. Da schrieb ich Rüdiger, das Mädchen wäre auch gestorben, und wir nahmen sie mit uns, wenn wir betteln gingen. Ich habe sie so viel wie möglich vor Schaden gehütet. Als wir dich in der Marienstraße anbettelten, war sie bei uns."

„Ich entsinne mich dessen", versetzte Johanna, da er innehielt, um Atem zu schöpfen.

„Ach", fuhr er mühsam sprechend fort, „und aus Angst vor Rüdiger nahm ich sie am nächsten Tage mit mir nach Brighton, wo wir den ganzen Winter blieben. Im Mai kamen wir nach London zurück und sie lief mir davon. Ich habe nie wieder eine Silbe von ihr gehört — und das hat mir das Herz gebrochen. Wenn Hannah leichtsinnig geworden sein sollte, so würden die schlimmsten Qualen in der Hölle noch zu geringe Strafe für mich sein."

Er drehte bei den letzten Worten das Gesicht der Wand zu und seine schmerzverzogenen Lippen bebten. Johanna schwieg eine Weile und überlegte, ob es nicht besser sein würde, die Ankunft ihres Vaters abzuwarten und ihm die Aufklärung zu überlassen. Sie war gewiß, daß er sich auf die Reise gemacht habe, sobald er von des Bruders Zu=

stand gehört, und vielleicht brachte er Hannah mit. Indessen Martins Stunden waren gezählt, und wenn sie jetzt nicht sprach, so konnte er sterben, oder das Bewußtsein verlieren, ohne die tröstliche Nachricht zu erfahren, daß Hannah wohlgeborgen sei.

„Ängstigt dich der Gedanke, daß Hannah sich einem schlechten Lebenswandel ergeben könne?“ fragte sie.

„Ja, er ängstigt mich mehr, als ich sagen kann“, stöhnte er. „Ich könnte es nicht ertragen, wenn Hannah, wie ich, an den Ort der Qual käme. Sie würde auch eine gute, fromme Frau geworden sein wie unsere Mutter, hätte ich sie nicht mit mir umhergeschleppt. Und die Betteldirnen in London haben keine Aussicht, bessere Menschen zu werden, wenn nicht Gott sich ihrer erbarmt. Vielleicht wird er ihr gnädig sein, ob er auch meiner spottet.“

„Hannah ist dir davongelaufen“, entgegnete Johanna, sehr deutlich sprechend, damit er ihre Freudenbotschaft nicht bezweifle, „aber sie hat den Weg nach Comptondorf zurückgefunden und ist jetzt bei meinem Vater. Sie ist zuhause gut aufgehoben; um Hannah brauchst du dir keine Sorge mehr zu machen.“

„Zuhause“, wiederholte Martin aufgeregt und fuhr hastig im Bette empor. „Wie war es möglich, daß sie

den Weg nach Comptondorf hat finden können? Wer hat sie hingebracht?"

„Gott lenkte ihre Schritte", entgegnete Johanna; „der Herr führt die Seinen gar wunderbare Wege, er hat auch Hannah heimgebracht."

„Gott sei Dank!" rief der sterbende Bettler und schloß, auf sein hartes Lager zurücksinkend, die Augen, als ob er nun mit der Welt fertig wäre. Er blieb lange Zeit so regungslos liegen, daß seine Nichte beunruhigt die Hand auf seine Stirn legte. Ein mattes Lächeln in seinen Zügen zeigte ihr, daß er die Berührung empfand. Er war noch am Leben.

Achtzehntes Kapitel.

Das Sterben ist schwer.

Spät am Abend traten Rüdiger Griesbach und Hannah aus der breiten, hellerleuchteten Hauptstraße in das Labyrinth der engen und dunklen Gassen, die dem jungen Mädchen seit Jahren bekannt waren. Ihr Großvater fühlte sich peinlich berührt, als er sah, wie sie sich leicht zurechtfand und ohne zu zaudern von einem Gäßchen in das andere bog; hielt er es doch für eine Art Schande für sie beide, daß sie in diesem übelberufenen Stadtviertel so trefflich Bescheid wußte.

Peter Claphams Telegramm war zeitig genug in seine Hände gelangt, daß er noch am selben Tage einen Bahnzug nach London benutzen konnte, und Hannah hatte ihn unter Thränen angefleht, sie mitzunehmen. Während der langen Fahrt wanderten Rüdigers Gedanken beständig zu den Tagen seiner Kindheit zurück. Es war ihm, als höre er

wieder dicht neben sich das Getrappel von seines Zwillings-bruders kleinen Füßen, als vernähme er sein fröhliches Geplauder, als fühle er wie damals, wenn er sich bei den Streifereien im schönen Park an ihn hängte, den festen Druck seiner kleinen Hand. Er dachte auch an die Schule, in der sie neben einander gesessen und ihre Aufgaben aus einem Buche gelernt, der Bruder ihn aber immer an Gescheitheit übertroffen hatte. An seinem Geiste zog die ganze Reihe ungetrübt glücklicher Jahre vorüber, die sie im besten Einvernehmen mit einander verlebt, bis der verhängnisvolle Tag herbeikam, da Martin als Kammerdiener des jungen Herrn Gerhard das Elternhaus verließ. Und als der Bruder sich einem leichtsinnigen Leben ergab, hatte er ihm doch seine Liebe mit unerschütterlicher Treue und Langmut bewahrt, bis er sich von dem nicht wieder gut zu machenden und unverzeihlichen Unrecht überzeugte, welches Martin an ihm und seinem Hannchen begangen. Dann aber waren Liebe und Nachsicht wie mit einem Schlage vernichtet worden und statt ihrer ein bitterer Groll in seinem Herzen aufgekeimt. Der Gedanke, daß seine Enkelin in London ein Vagabunden-leben geführt und in den Straßen die Vorübergehenden um ein Almosen angesprochen habe, berührte seine ehrliche, selb-ständige Natur wie eine tiefe Demütigung. Sie war nicht

nur um die glückliche Kindheit betrogen, auf die sie Anspruch gehabt; sie hatte auch so viel Böses kennen lernen, daß sie die traurige Erinnerung daran nie im Leben würde abschütteln können. Gretchen war in dieser Beziehung besser daran als Hannah, das Kind konnte sich die trostlose Vergangenheit schon jetzt nicht mehr deutlich vorstellen. Allein wenn Rüdiger die kleinen Mädchen nicht mit Fragen behelligt hatte, weil er wünschte, sie möchten ihre Erlebnisse möglichst vergessen, so entsetzte und betrübte es ihn nun um so mehr, als er sah, welche wegeskundige Führerin Hannah in diesem Straßengewirr war.

Dem gegen den Bruder empfundenen Groll, der ihm das Glück der letzten Monate sehr getrübt, hatte sich auch noch der unbestimmte Glaube beigesellt, weil in seiner Brust Liebe und Nachsicht erloschen, habe auch Gott die Hand von Martin abgezogen. Er hatte nicht mehr, wie sonst, für den Bruder gebetet, und fürchtete, Martin habe sich seit zu langer Zeit zu weit von Gott verirrt, als daß es für ihn noch möglich wäre, zu seinem himmlischen Vater zurückzukehren. In tiefster Niedergeschlagenheit folgte der Greis seiner Enkelin durch die belebten Gassen.

„Da sind wir“, sagte Hannah, in einen schmutzigen Thorweg biegend und unbefangen durch die halboffene Thür

ins Haus tretend. Es war gerade zu der Zeit, da die Herbergsküche am vollsten zu sein pflegte; die Männer waren bereits hereingekommen, die Frauen und Kinder aber noch nicht schlafen gegangen. Auf einem großen Herde loderte ein mächtiges Feuer und die hochflackernden Gasflammen erhellten den Raum bis in die fernsten Winkel. Rüdiger blieb, von Entsetzen gepackt, auf der Schwelle stehen. Er glaubte, die Ärmsten der Armen vor sich zu sehen, denn er für seine Person würde lieber Nacht für Nacht in den Straßen umhergewandert sein und sich mit dem kurzen Schlummer unter freiem Himmel begnügt haben, dem er sich auf einer Thürschwelle hätte hingeben können, als mit solchem Gesindel in einem Raume zu hausen. Einzelne von den Männern waren damit beschäftigt, über dem starken Feuer Fische zu braten, und der durchdringende Speisengeruch vermischte sich mit dem widerlichen Tabaksqualm, der die Küche füllte. Von allen Seiten ertönte das betäubende Durcheinander unzähliger Stimmen, und die Worte, die am deutlichsten an sein Ohr schlugen, waren Flüche und Lästerreden. Hannah aber verriet weder Staunen noch Unruhe. Erst als eine magere, blasse Frau auf sie zutrat, wandte sie sich hastig um und legte die Hand auf des Großvaters Arm.

„Das ist Tatters“, flüsterte sie, „die wird mich fragen, was aus Gretchen geworden ist. Ach, daran habe ich nicht gedacht!“

„Ei, Hannah!“ rief Tatters in höchster Verwunderung, „bist du es wirklich? Aber, komm mit mir“, fuhr sie, ihren kläglichen Bettlerton annehmend, fort. „Dein armer, alter Großvater ist noch nicht ganz tot. Komm mit mir, lieber Schatz!“

Tatters stahl sich mit ihnen in das Zimmer hinein, blieb jedoch in einer dunklen Ecke stehen, wo sie nicht beachtet zu werden hoffte. Noch war des alten Martin Leben nicht entflohen, wenn er auch, an allen Gliedern gelähmt, auf dem Bette lag und nur den Kopf unruhig hin und her bewegte. Johanna, die den ganzen Tag nicht von ihm gewichen, saß noch an seiner Seite, doch nicht mehr allein; ihr Gatte stand ihr in der Pflege des Leidenden bei.

Leise trat Rüdiger an das Bett und blickte sinnend auf den Bruder herab, der seinem Ende schnell entgegenging. Er war weder ein Verbrecher noch ein Sträfling gewesen und hatte sich keiner rohen Gewaltthätigkeit gegen seine Mitmenschen schuldig gemacht. Sein Vergehen bestand lediglich darin, daß er sich dem Müßiggange und der Bettelei ergeben, und die milden Gaben christlicher Männer und Frauen

hatten ihm den Weg geebnet, der ins Verderben führte; ihre Leichtgläubigkeit und schlaffe Güte drängte ihn immer tiefer in den Abgrund der Lüge und Heuchelei hinein. Rüdiger Griesbach wußte dies und ihm that das Herz weh, wenn er an das Unrecht dachte, das Tag für Tag gedankenloserweise aufs neue ausgeübt wurde.

„Martin“, sagte er mit tief bekümmerter Stimme, „Bruder, kennst du mich nicht?“

Aber die halbgeschlossenen Augen des Sterbenden öffneten sich nicht, und das müde, graue Haupt wandte sich noch immer ruhelos von einer Seite zur andern.

„Großvater!“ rief Hannah mit ihrer klaren, helltönenden Kinderstimme, „deine Hannah ist wieder da, willst du sie nicht anschauen? Und o, wenn du nur wieder gesund werden möchtest, dann würden wir dich mit nachhause nehmen.“

Beim ersten Klange ihrer Stimme schlug Martin die Augen auf und versuchte, den Kopf in die Höhe zu richten. Hannah kniete neben ihm nieder und drückte ihre blühenden Lippen auf sein gefurchtes Gesicht.

„Hannah“, hauchte er, indem er sich bemühte, ihr die gelähmte Rechte entgegenzustrecken; sie aber umschloß dieselbe mit beiden Händen und legte liebkosend ihre Wange auf das verkrüppelte Glied.

„Ach“, schluchzte sie, „mein rechter Großvater und ich wir sind hergekommen, um dich mit nachhause zu nehmen. Schau dorthin! Da steht er und möchte so gerne, daß du ihn ansähest. Du thust uns allen so leid!“

„Rüdiger!“ keuchte der Sterbende, „ich habe sie dir gestohlen.“

„Ja“, entgegnete Rüdiger Griesbach.

„Und darum wird mir das Sterben so schwer“, fuhr er sehr langsam fort, „denn es war ein Frevel, den kein Mensch verzeihen kann. Ich wage dich nicht zu bitten, daß du ihn mir vergeben mögest.“

„Es war in der That schlimmer, als wenn du sie getötet hättest“, versetzte Rüdiger gramvoll. Hättest du sie umgebracht und mit ihrer Mutter zusammen begraben, du würdest weniger grausam gehandelt haben, als da du sie in dein Sündenleben mit hineinzogst. Wenn Gott sie nicht errettet, so würde sie an Leib und Seele und Geist zugrunde gegangen sein. Und doch ist sie mein Fleisch und Blut, mein leibliches Enkelkind! Ohne Gottes schirmende Hand würde sie ein Frauenzimmer geworden sein wie die Weiber und Mädchen, die ich hier unten in der Küche gesehen habe.“

„Ich finde nicht den Mut, ihn oder dich um Vergebung

zu bitten", murmelte der Sterbende, dessen Finger Hannahs Hand umklammert hielten. Er konnte kaum zu dem Mädchen, kaum zu Rüdiger aufblicken; vor seinen Augen wurde alles trübe, und die Stimmen schlugen wie schwache, dumpfe Klänge an sein Ohr. Aber wenn auch eine starre Kälte und bleierne Schwere die Glieder eins nach dem andern lähmten, seine Seelenangst verminderte sich nicht; er war noch bei vollkommen klarem Bewußtsein. Hinter ihm lag sein nutzlos vergeudetes Leben, und jetzt nahte der gefürchtete Augenblick, da er vor Gottes Angesicht treten sollte.

„Aber ich vergebe dir, Martin", rief sein Bruder, „vergebe dir alles, womit du gegen mich gefehlt hast! Gott allein weiß, wie schwer es mir geworden ist; aber wenn du auch nicht den Mut findest, mich um Verzeihung zu bitten, so vergebe ich dir doch von ganzem Herzen! Und Gott ist willig, zu verzeihen! O Herr, du siehest, was in meines Bruders Herzen vorgeht. Er wagt nicht, dich um Vergebung seiner Sünden zu bitten; aber ich thue es an seiner Statt. Lieber Herr, als du am Kreuze hingst, betetest du: ‚Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!' Und ach, um deiner Fürbitte willen muß ihnen verziehen worden sein! Nun rufe ich dich an, o Herr, wenn auch mein Bruder nicht den Mut dazu hat. Er scheidet von

uns und tritt vor dein Angesicht und deinen Richterstuhl; o Herr, höre du unser Flehen. Ich vergebe ihm, wie Gott mir um deinetwillen vergeben hat; du Herr, kannst nicht hartherziger sein als ich. Du liebst ihn weit mehr, als ich ihn überhaupt lieben kann, und hast dein Leben auch zur Erlösung für ihn hingegeben. Wir bergen ihn in deine Hände, o Herr Jesus Christus!"

Als Rüdiger schwieg, blieb der immer schwächer werdende Martin ein paar Augenblicke regungslos liegen, als ob er noch den tröstlichen Worten lausche. Dann schlug er die Augen auf, um dem Bruder ins Angesicht zu blicken und versuchte ihm die starre Hand zu reichen; allein die Anstrengung erschöpfte seine Kraft. Er sank aufs Bett zurück und schloß die Augen, und nur Hannah, die dicht neben ihm am Boden kniete, hörte, wie er leise flüsterte: „Gott sei mir armen Sünder gnädig!"

Neunzehntes Kapitel.

Das Grab des Bettlers.

Seit einem vollen Jahre schon hatte Rüdiger Griesbach keine Hoffnung mehr gehabt, daß sein Bruder je das unstäte, schmachvolle Leben aufgeben würde, das er seit langer Zeit geführt; es schien in der That schwerer, einen Bettler zur Umkehr zu bewegen, als einen Dieb. Martin war unter dem aus der Herbergsküche herauftönenden Lärm einer mitternächtlichen Rauferei verschieden, und Rüdiger hatte fast ein Gefühl von Erleichterung, als er ihn auf einem der Londoner Friedhöfe ins Grab legte.

Tatters stand in anständiger Trauerkleidung am Thor des Begräbnisplatzes und erwartete die Ankunft der Leiche. Außer Rüdiger und Peter Clapham folgte niemand dem Sarge; sie aber schloß sich, ein paar Schritte hinter ihnen zurückbleibend, laut schluchzend dem kleinen Zuge an, trat an das offene Grab und lauschte mit verhülltem Gesicht und

zur Schau getragenem Kummer den üblichen Gebeten; indessen nahmen weder der eine noch der andere irgendwelche Notiz von ihr. Als sie sich nach einem langen, letzten Blick auf den Sarg des Verstorbenen zum Gehen wandten, stellte Tatters sich ihnen in den Weg und redete Rüdiger mit kläglichster Stimme an.

„Könnten Sie es wirklich übers Herz bringen, mich dem Verhungern preiszugeben?“ rief sie.

„Abscheuliches Weib, wie konntet Ihr es übers Herz bringen, das kleine Gretchen und den armen Fritz so grausam leiden zu lassen?“ entgegnete er mit einer Strenge, die ihm fast ganz fremd war. „Ihr und Frau Moos habt ihn Hungers sterben lassen und seinen kleinen Leichnam beiseite geschafft! Wir wissen dies von meinem Bruder und von Hannah, und Ihr werdet Euch vor der Behörde zu rechtfertigen haben, sobald meine Tochter mit Gretchen nach London zurückgekehrt ist.“

Aber als die Polizei am folgenden Morgen kam, um Frau Moos' Wohnung zu durchsuchen, da war die alte Frau verschwunden, und ein Mann, der das Geschäft von ihr übernommen, bewohnte das Haus und den Laden. Das dunkle Loch, in dem Gretchen ihre traurige Kindheit verbrachte und Fritz elend hinsiechte, war mit Trödlerwaren angefüllt, die

man augenscheinlich hastig hinweggeräumt hatte. Auch Tatters war spurlos verschwunden und niemand von ihren alten Bekannten konnte oder wollte Auskunft über ihr Verbleiben geben. Da es sich nicht um Hab und Gut, sondern nur um das Leben kleiner verwaister und verwahrloster Kinder handelte, so wurde die Nachforschung nicht allzu energisch betrieben und die beiden Frauen konnten nach einer mehrwöchentlichen Unterbrechung ihr schlimmes Gewerbe von neuem beginnen. Denn Tatters und Frauen ihres Gelichters, die ärmlich aber anständig gekleidet sind und glaubwürdige Geschichten eines Unglücks, das sie betroffen, im Munde führen, kann man täglich in allen Straßen von London, besonders aber im Westende sehen. Sie gehen mit niedergeschlagener Miene langsam die Trottoirs entlang und schleppen kleine Kinder mit sich herum, die bei allem Wind und Wetter oft mit nackten, von Frostbeulen bedeckten Füßen durch das eiskalte Schneewasser waten oder auf dem hartgefrorenen Pflaster hintraben müssen. Und wenn diese hilflosen Geschöpfe nicht nur unnötiger- sondern geradezu unbarmherzigerweise solchen Leiden ausgesetzt werden, so dürfen wir uns nicht einbilden, ihre Qualen durch unser leicht erregtes Mitleid zu verkürzen, wenn dasselbe sich in Gestalt von Almosen kundgiebt, die wir ihnen in den Straßen reichen. Ein weises, altes englisches

Gesetz verbietet, einem gesunden, arbeitsfähigen Bettler Almosen zu geben, und die Männer und Frauen, die mit elend aussehenden Kindern durch die Straßen ziehen, wissen sehr wohl, daß es die letzteren sind, die Mitgefühl wecken. Möge sich niemand mit dem Gedanken betrügen, wenn er den Armen auf diese Weise gebe, so leihe er dem Herrn. Er schmiedet nur neue Glieder für die Kette, die den Bettler an sein Leben in sündhaftem Müßiggang und des Bettlers Kinder an eine Existenz fesselt, welche um nichts besser ist als die Sklaverei.

Rechtzeitig ihrem traurigen Geschick entrissen und auf dem Lande lebend, genießt Gretchen im Zusammensein mit Hannah ein nahezu ungetrübtes, stilles Glück, wenn sie sich auch niemals ganz von den Folgen der überstandenen Entbehrungen erholen wird. Rüdiger Griesbach hat das ihm von seinem verstorbenen Herrn vermachte Legat zur lebenslänglichen Versorgung der kleinen Waise angelegt, und der Anblick der abgenutzten braunen Börse, die er zu seinen teuersten Schätzen zählt, erinnert ihn stets daran, daß er zu den Schatzmeistern des Herrn gehört.

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.